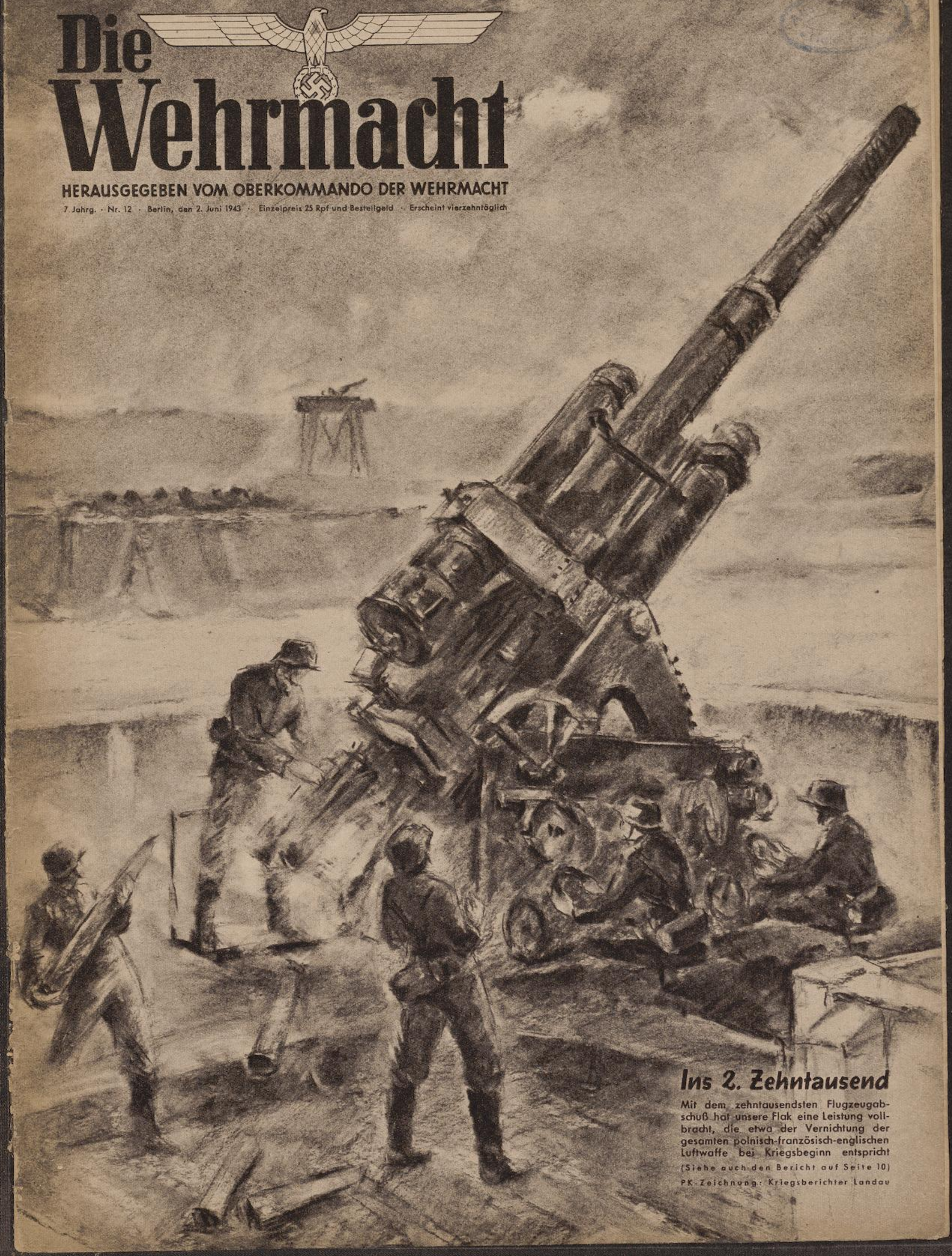
# Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

7. Jahrg. · Nr. 12 · Berlin, den 2. Juni 1943 · Einzelpreis 25 Rpf und Bestellgeld · Erscheint vierzehntäglich

## Ins 2. Zehntausend

Mit dem zehntausendsten Flugzeugabschuß hat unsere Flak eine Leistung vollbracht, die etwa der Vernichtung der gesamten polnisch-französisch-englischen Luftwaffe bei Kriegsbeginn entspricht

(Siehe auch den Bericht auf Seite 10)

PK.-Zeichnung: Kriegsberichter Landau

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0106

gefördert durch
Baden-Württemberg

# Invasion in Südeuropa...

Zeichnung: Vöster

Der Nordamerikaner, der das Schlagwort vom „weichen Unterleib der Achse" erfunden hat, scheint sich die kämpfenden Achsenmächte als einen gepanzerten Drachen vorzustellen, dessen kämpfende Tatzen die Ostfront, der schmale Kopf und Hals die nordnorwegische Front und norwegische Küste und der gehörnte und gepanzerte Rücken und Schweif die werk- und waffenstarrende Küste des Kanals und des Atlantik darstellen. Vor diesen Körperteilen des kämpfenden Drachens hat der Erfinder des Wortspiels offensichtlich einen gehörigen Respekt. Aber zerbrachen sich die Helden der Sage ihre Lanzen und Schwerter im Kampf mit dem Drachen etwa an den Panzern und Höckern des Kopfes und des Rückens? Wählte der kluge Kämpe sich nicht den weichen Unterleib zum entscheidenden Stoß, genau wie es der vergötterte Held der Yankees Roosevelt mit dem Sprung nach Tunis tat?

Das Wortspiel von dem „weichen Unterleib" kommt der Vorliebe des Nordamerikaners für gegenständliche Sprachbildung sehr entgegen. Was heißt heute noch globale Strategie, es ist alles so einfach geworden: General Eisenhower hat jetzt Ellenbogenfreiheit in ganz Afrika. Vor Speer- und Schwertspitze hat er den „weichen Unterleib"; er kann in Ruhe Waffe und Zeitpunkt wählen — dann ein gut gezielter Stich, und trotz Pranken und Rückenpanzer ist der Drache erledigt. Wo ist der nächste Kriegsschauplatz?

Das Schlagwort von dem „weichen Unterleib" hat den Fehler aller Schlagworte. Es ist plastisch und einprägsam, aber es stimmt nicht. Selbstverständlich ist nicht zu leugnen, daß Nordamerikaner und Engländer die Aufgabe Nordafrikas durch die Achsenmächte als einen Triumph betrachten, der ihre Siegesgewißheit gestärkt hat, und daß sich mit dem Ende des heroischen Kampfes in Tunis die Lage gewandelt hat. Die südlichste Front von heute ist die südeuropäische Mittelmeerküste geworden, die allerdings durch den tiefen Graben des Mittelmeers vom Gegner getrennt ist.

Diese Front ist eine Abwehrfront wie im ersten Teil des Krieges der deutsche Westwall und in späteren Phasen der Atlantikwall und die Küste Norwegens. Sie wird gehalten und verteidigt von den Soldaten der Achsenmächte. Sie ist aber ebenso eine Angriffsfront, denn in der Hand der Achsenmächte bleiben die überlegenen taktischen Möglichkeiten und die Mehrzahl aller Stützpunkte, die das Mittelmeer aufzuweisen hat.

Daß die Frage einer Invasion an irgendeinem oder an mehreren Punkten der europäischen Südküste heute genau so aktuell ist und beim Gegner im Mittelpunkt aller kriegerischen Erörterungen steht wie einst die Frage einer Landung an der norwegischen Küste vor und während des Westfeldzuges, wie später die Frage einer Invasion an der Kanal- oder an der Atlantikküste, liegt selbstverständlich nahe. Auch daß gewisse Strategen in England und Nordamerika auch von dem großen Zangengriff träumen, der den europäischen Kontinent im Süden von irgendwelchen Punkten Südeuropas und im Norden von Norwegen her packen und zerdrücken soll, ist ebenfalls beim Gegner ein beliebtes Kriegsspiel auf dem Papier. (Vergleiche hierzu den Artikel auf der nebenstehenden Seite.)

Es hieße den Vogel Strauß spielen, sähe man einfach darüber hinweg, daß Nordafrika heute nach dem Ende des Kampfes von Tunis ein Aufmarschgebiet für den Feind geworden ist und daß die Möglichkeit, den Südrand des Mittelmeeres (zum Teil bis ziemlich weit in den afrikanischen Kontinent hinein) zum Stapelplatz für Kriegsmaterial aller Art zu machen, nur bis zu einem gewissen Grade von den Streitkräften der Achsenmächte beschränkt werden kann. Um Aufmarsch und Stapelung möglichst lange hinauszuzögern, haben die Nordafrika- und Tuniskämpfer der Achsenmächte ja schließlich — und das war der Sinn ihres Opfers — bis zur letzten Patrone gekämpft. Aber der Weg von irgendeinem Punkt Nordafrikas nach irgendeinem Punkt Europas ist genau so lang wie der Weg von Europa nach Afrika, und mit diesem Weg haben die Achsenmächte drei Jahre lang ihre Erfahrungen gemacht. Sie wissen, was das Niemandsland Mittelmeer bedeutet; sie wissen, warum Rommels erste Offensive unter Umgehung Tobruks am Halfaya-Paß, seine zweite fast im Anblick Alexandrias und Kairos zum Stehen kam; sie wissen, warum Ägypten und Libyen wieder aufgegeben werden mußten und warum Tunis vom ersten Tage an ein Unternehmen von zeitlich beschränkter Dauer bleiben mußte. Wenn dieses „Warum" heute auch noch nicht in aller Offenheit beantwortet werden kann, so kann man doch wenigstens so viel sagen: auch die Engländer werden zugeben müssen, daß die Wendung der Dinge in Nordafrika an der mangelnden Moral der deutschen und italienischen Soldaten und der mangelnden Fähigkeit ihrer Führung ganz bestimmt nicht gelegen hat.

Daß die Dinge, kämen sie einmal umgekehrt, würden die Engländer und Amerikaner also tatsächlich einmal in irgendeiner Randzone Südeuropas landen, leichter für den Angreifer wären — für den sie im Gegenteil naturgemäß immer schwerer sind —, ist ausgeschlossen. Sie sind anders, nämlich bedeutend schwieriger, denn ein gelandeter Feind hätte, selbst wenn er das gefährliche Niemandsland Mittelmeer überwindet, nicht die Kräfte von verhältnismäßig schwachen Expeditionskorps gegen sich, sondern — trotz der Ostfront — die ungeheure Stärke von Millionenarmeen. Der Verteidiger wäre nicht auf die spärlichen Straßen eines halb erschlossenen Kolonialgebietes angewiesen, sondern ihm käme die glänzende und selbstverständlich heute schon auf den möglichen Fall einer Invasion vorbereitete Organisation eines ganzen Kontinents zu Hilfe, um nur einige Elemente von den vielen zu nennen, die die Lage für den in Europa landenden Feind ganz gewaltig anders erscheinen lassen als die Lage, in der sich die italienischen Streitkräfte bei Kriegsbeginn in Afrika befanden und die die deutschen Soldaten des Afrikakorps später in Afrika vorfanden. Der angreifende Feind, der vielleicht glaubt, ohne allzu große Schwierigkeiten den „weichen Unterleib" aufreißen zu können, wird aller menschlichen Voraussicht nach nicht einmal in der Lage sein, selbst bei einem starken Aufgebot, eine genügende Menge von Streitkräften der Achsenmächte zu binden, um die Gesamtkriegslage wesentlich zu ändern. Es wäre ein Verbrechen, den pathologischen Optimismus des Gegners mit pathologischem Pessimismus zu beantworten.

Das gleiche gilt für die Beurteilung, die der Gegner der Kampfmoral der an der Südfront stehenden und kämpfenden Kräfte der Achsenmächte zukommen läßt. Im Gegensatz zum Amerikaner ist der Engländer in dieser Beziehung heute wesentlich vorsichtiger geworden, und wenn sich das Schlagwort von der weichen Unterseite auf die Moral der Anliegervölker des nördlichen Mittelmeers beziehen soll, so hat der Brite aus den vergangenen Jahren allerhand gelernt. Es gab auch einmal einen britischen General, der, bevor er seine erste Offensive gegen die ersten deutschen Soldaten auf afrikanischem Boden begann, seinen Soldaten in einem Tagesbefehl erklärte, daß die deutschen Soldaten heute „noch minderwertiger seien als 1914" (!). Dieser gleiche General hat inzwischen Rommels Truppen, die ja nicht nur Deutsche, sondern auch Italiener waren, wenige Tagesmärsche vor Alexandria erlebt; er hat zweifellos auch aus dem heroischen Kampf in Tunis seine Schlüsse gezogen, und er wird möglicherweise sehr skeptisch sein, wenn seine amerikanischen Freunde ihm einreden wollen, daß der Abwurf von vergifteten Bonbons und dynamitgeladenem Spielzeug über Sizilien und von Flugblättern über der Stadt Rom wenigstens eine der beiden europäischen Achsenpartner „weich" macht. Die Italiener selber haben alles Notwendige zu diesem Punkt bereits gesagt.

Unsere Karte zeigt im groben Riß die europäische Südfront nach Fortfall des afrikanischen Vorfelds. Aus naheliegenden Gründen enthält sie sich jeder militärischen Einzeichnung. Sie soll dem Leser lediglich eine ungefähre Vorstellung von der Lage geben.



UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0107
gefördert durch
Baden-Württemberg

# ... oder in Norwegen?

Auf allen Wellenlängen, in allen Zeitungen und Zeitschriften schmettert die englische Agitation Angriffsfanfaren gegen Europa. Eins ihrer Lieblingsthemen heißt Norwegen. Es wird gewichtig berichtet, daß in Schottland Gebirgstruppen exerzierten. Militärschriftsteller und solche, die es sein möchten, weisen genau nach, daß eine Landung möglich sei. Denn erstens habe man ja immer noch eine große Flotte, zweitens könne eine so lange Küste wie die norwegische nicht überall gleich stark befestigt sein, drittens habe der Angreifer stets den Vorteil, Raum und Zeit des Kampfes zu bestimmen. Und dergleichen Weisheiten mehr.

Zur Bekräftigung dieser Theorie wird einmal ein Zerstörer herübergeschickt, der schnell irgendwohin schießt und noch schneller wieder verschwindet. Oder man versucht, des Nachts von einem Kutter einige Leute an einsamer Stelle abzusetzen, die etwas sprengen sollen oder wenigstens für England werben. Diese „Raids" werden dann regelmäßig als Heldentaten gepriesen, was ja den mutigen Schreibern und Schreiern nicht schwerfällt. Bei aller Einschätzung des Gegners sind wir freilich zu anderem Urteil gekommen. Erst kürzlich hat ein deutscher Posten genügt, um vierzehn Mann zu schleunigem Rückzug zu bewegen. Der Mut scheint mit der Annäherung abzunehmen.

Wir sind uns vollkommen darüber im klaren, was der Feind mit seinen Agitationsaktionen erreichen will, aber ebenso darüber, daß sie zwecklos sind. Die armen Teufel, die herübergehetzt werden, laufen dem Tod in die Arme. Uns geht es nicht um Prestigeerfolge, sondern um die große Entscheidung. Hierauf haben die kleinen Nadelstiche gar keinen Einfluß. Sie schärfen nur unsere Wachsamkeit.

Uns interessiert allein die Frage: Hat ein Großangriff Aussicht auf Erfolg? Wenn die Engländer glauben, diese Frage bejahen zu können, warum sind sie nicht schon früher gekommen? Es gab einmal eine Zeit, da waren wir hier etwas schwach. Aber die Engländer haben drei kostbare Jahre vorüberziehen lassen, und wir haben in dieser Zeit unser Potential außerordentlich verstärkt. Der Nordwall wuchs. Das Nachrichtennetz wurde verdichtet und die Flugzeugabwehr organisiert. Wir haben unvorstellbare Mengen an Kriegsmaterial heraufgeholt und Vorräte aufgehäuft. Hunderttausende von Soldaten, gut ausgerüstet und wohlgeübt, haben ihre Stellungen bezogen. Seit einem Jahr ist der Strom der Verstärkungen ständig angeschwollen. Gerade in den letzten Wochen sind allein an einem Abschnitt Tausende zusätzlich eingesetzt worden, die Waffen allerneuester Konstruktion mitbrachten. Wie das Heer hat auch die Kriegsmarine ihre Stützpunkte gründlich ausgebaut und Verstärkung erhalten. Und die Luftwaffe verfügt heute über Flugplätze in ausreichender Zahl.

Bei ihrem Unternehmen gegen Dieppe haben die Engländer versucht, das Moment der Überraschung auszunutzen. Es ist ihnen nicht gelungen, obwohl sie nur den Ärmelkanal zu durchqueren brauchten. Zwischen Norwegen und Großbritannien aber wogt das Nordmeer. Der Feind hat also einen weiten Marschweg, und dieser Weg wird ständig überwacht. Unsere Luftaufklärung erfaßt den gesamten Meeresraum bis hinauf nach Island, Grönland und Spitzbergen. Im Sommer sogar Tag und Nacht. Es ist so gut wie ausgeschlossen, daß ein großer Schiffsverband unangemeldet herankommt. Selbst kleine Schiffe, einzeln fahrende Kutter werden erspäht. Schon die Ansammlung von Transportern und die Einschiffung können nicht verborgen bleiben. Ständig sind die Augen der deutschen Luftwaffe auf die britischen Häfen und auf die home fleet gerichtet. Dazu kommt die Überwachung des Nordmeeres durch die Kriegsmarine, die auch bei schlechtestem Wetter und Sommer wie Winter niemals nachläßt.

Schon auf dem Marsch würde der Gegner also zum Kampf gestellt. Und wie hervorragend unsere Kriegsmarine und unsere Luftwaffe zusammenarbeiten, haben die feindlichen Geleitzugkatastrophen in Nord- und Eismeer bewiesen. Es ist ja auch den Engländern bekannt, daß Überwasserstreitkräfte und U-Boote, deren Zahl erheblich zugenommen hat, diese Gewässer überwachen. Und je näher eine feindliche Flotte an die norwegische Küste herankommt, desto spürbarer ist sie dem Bombenhagel unserer Kampf- und Sturzkampfflugzeuge ausgesetzt. Das hat der Norwegenfeldzug ja schlagend bewiesen. Damals wurden von der Luftwaffe achtundzwanzig Kriegs- und Hilfskriegsschiffe und einundsiebenzig Transporter versenkt sowie achtzig Kriegs- und Hilfskriegsschiffe und neununddreißig Transporter beschädigt. Wie in einem zusammenfassenden Bericht des OKW hervorgehoben wurde, haben unsere Flieger in diesem Feldzug „den entscheidenden Beweis erbracht, daß keine noch so starke Flotte im nahen Wirkungskreis einer überlegenen feindlichen Luftwaffe auf die Dauer operieren kann". Diese Feststellung hat bis heute Gültigkeit. Bevor ein feindlicher Verband zur Landung ansetzen könnte, wäre er bereits stark geschwächt. Das weiß die britische Admiralität ganz genau. Und angesichts der schwindenden Tonnage auf allen Meeren wiegt die Verantwortung für das Wagnis einer Norwegen-Expedition doppelt schwer.

Das Paradestück der Londoner Agitation ist die norwegische Küste. Es sei — so triumphieren sie — unmöglich, an allen Stellen eine Landung zu verhindern. Das hat auch noch niemand bestritten.

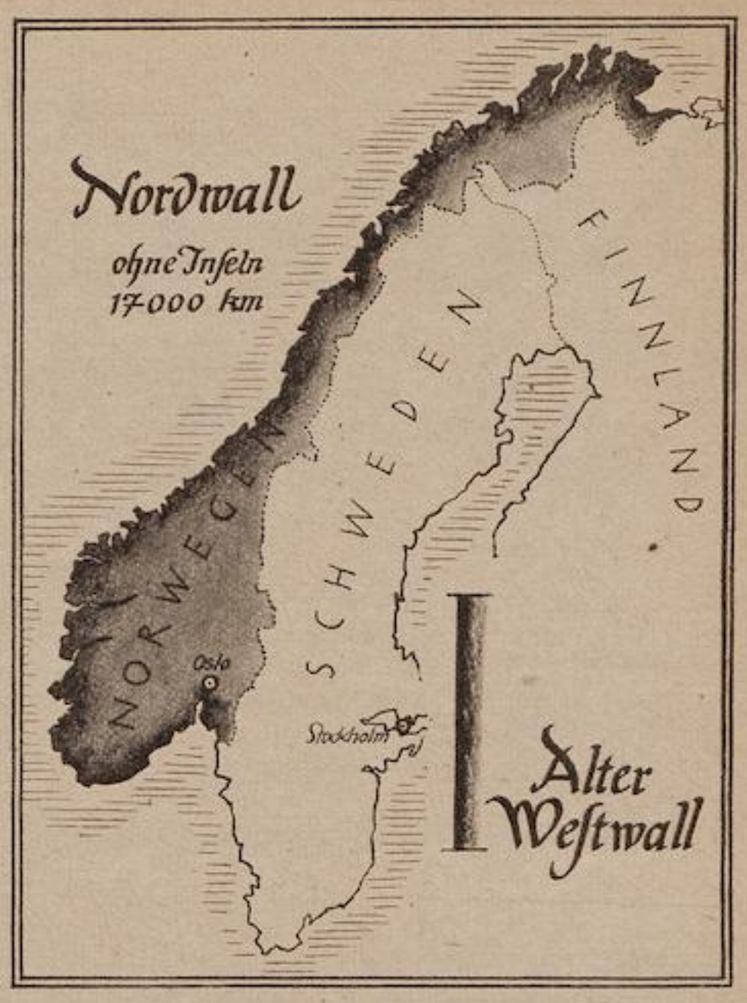
Wie man in jedem Reiseführer nachlesen kann, zieht sich die innere Küstenlinie mit allen Fjorden über 17 000 Kilometer hin. Davor liegen — genau gezählt hat sie anscheinend noch keiner — schätzungsweise 180 000 Inseln und Schären, die für uns immerhin den Vorteil haben, daß sie die Küstenschiffahrt schützen. Freilich ginge es über unsere Kraft, auf einer so riesigen, wild zerrissenen Strecke ein Befestigungswerk an das andere zu reihen. Aber das ist auch gar nicht nötig.

Uns genügt, die Häfen, die wichtigsten Inseln und die Fjords zu sichern, von denen aus Straßen und Wege zu einer Verkehrsader führen. Das haben wir mit gewaltiger Kraftanstrengung getan. Stellungen wurden in den Granit gemeißelt, die sich neben denen an der französischen Küste ruhig sehen lassen können. Denn gewachsener Fels ist an sich schon ein höchst wirksamer Schutz. Nach menschlichem Ermessen dürfte es ausgeschlossen sein, daß feindliche Kriegsschiffe in einen der wichtigen Fjordeingänge einbrechen können. Geschütze jeder Art und aller Kaliber bis zu den schwersten strecken ihre Rohre zum Meer. Die Werke und Stellungssysteme liegen hier so dicht beieinander, daß sie sich gegenseitig unterstützen können.

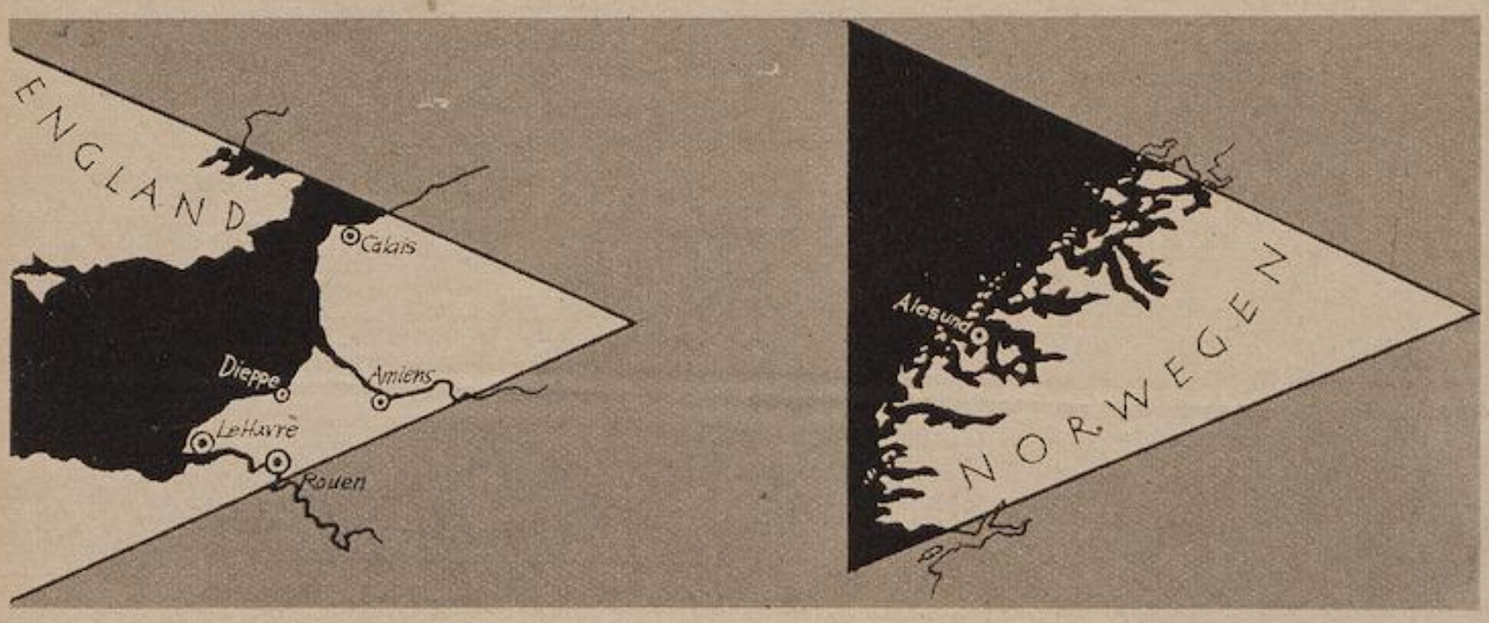
Jede Stellung längs der gesamten Küste kann sich wie ein Igel nach allen Seiten verteidigen. Sie hat nicht nur Artillerie, sondern auch Infanterieschutz und würde noch im Nahkampf dem Gegner schwer zu schaffen machen. Sie ist vielseitig bewaffnet: mit Maschinengewehren, Pak, Flak, Flammenwerfern und häufig noch zusätzlich mit leichten Geschützen. Fast die ganze Armee findet man hier im kleinen vereinigt. Neben und hinter diesen Stellungen liegen die Drahtverhaue, Gräben, „Siegfriede", „Heinriche" und Bunker der Infanterie. Und in den Tälern harrt die Reserve ihres Einsatzes: Grenadiere, Feldartillerie und schnelle Truppen.

An diesen Schwerpunkten der Verteidigung wird sich der Feind blutige Köpfe holen. Selbst wenn es ihm gelänge, dort festen Fuß zu fassen, der Preis wäre zu

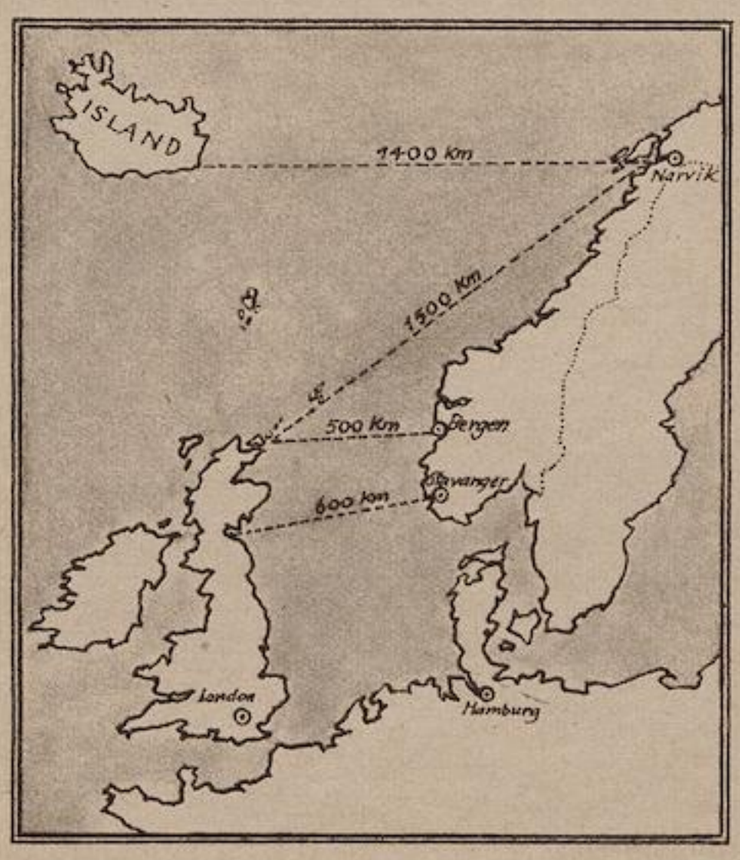
Fortsetzung auf Seite 13




Die norwegische Küste hat eine Länge von 17 000 Kilometer. Rechnet man die Küsten der Schären dazu, so kommt man auf mehr als den halben Erdumfang. Als Vergleich ist der im selben Maßstab gezeichnete alte deutsche Westwall angegeben, der zu einer Winzigkeit zusammenschrumpfen würde, wenn er statt der gleichen Linie eine ähnlich zerklüftete Form wie die Küste Norwegens hätte




Die beiden Skizzen stellen maßstäblich gleich große Abschnitte aus der Kanalküste und der norwegischen Küste dar. Der Unterschied in der Küstenstruktur wird auf diesen Ausschnitten besonders deutlich: Auf der französischen Küste verhältnismäßig glatte Linien mit sauberen Flußmündungen, auf der norwegischen die wild zerklüftete Fjord- und Schärenlandschaft. Wollte man die Küstenlinie des norwegischen Ausschnittes errechnen, so käme man auf ein Vielfaches der französischen. Die Natur begünstigt also die Verteidigung der norwegischen Ufer in weit höherem Maße als die der französischen Küste




Die Entfernungen zwischen den Hauptpunkten der norwegischen Küste und dem feindlichen Ufer. Sie betragen, rund gerechnet, zwischen 500 und 1500 Kilometer, lassen also Luftaufklärung über die ganze Entfernung zu und sind andererseits lang genug, um Überraschungsvorstöße nur in allerkleinstem Maßstab — sogenannte „raids" — zu erlauben

Zeichnungen: Vöster

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0108

gefördert durch
Baden-Württemberg

# Niemandsland Noworossijsk-Süd

Im Westen des Kubanbrückenkopfes führt die deutsche Nachschubstraße nach Noworossijsk. Im Osten der Stadt liegt die Zemeskaja-Bucht. Der Norden und Süden jedoch sind Front. Dazwischen tobt der Artilleriekampf. Hier setzten die Sowjets alles daran, um die „Kubantür" aus den Angeln zu heben. Immer wieder tobten heftige Nahkämpfe zwischen den ärmlichen Lehmhütten am Stadtrand.

Auf diesem blutgetränkten Boden, den seine Bilder uns vor Augen führen, fiel der Kriegsberichter Max Leopold. Aus seinen Photographien sieht man, daß sie dort gemacht sind, wo der Tod unsichtbar zwischen den Linien schreitet. Dorthin zog es unseren Kameraden Leopold, denn er wollte den Krieg so darstellen, wie er wirklich ist. Er kämpfte mit seiner Kamera wie der Grenadier mit dem Gewehr und brachte seinem Vaterland nun auch dasselbe letzte und höchste Opfer dar.

*Ein Stoßtrupp stellt sich bereit. Die Gesichter der Grenadiere sind ernst. Jeder Granattrichter, jeder Trümmerhaufen muß einem tückischen Gegner im heißen Nahkampf entrissen werden*

*Der Stadtrand von Noworossijsk. Hier erreichten die Sowjets nach ihrer Landung am 6. Februar die ersten Straßenzüge, in denen es seither immer wieder zu heftigen Kämpfen Mann gegen Mann gekommen ist*

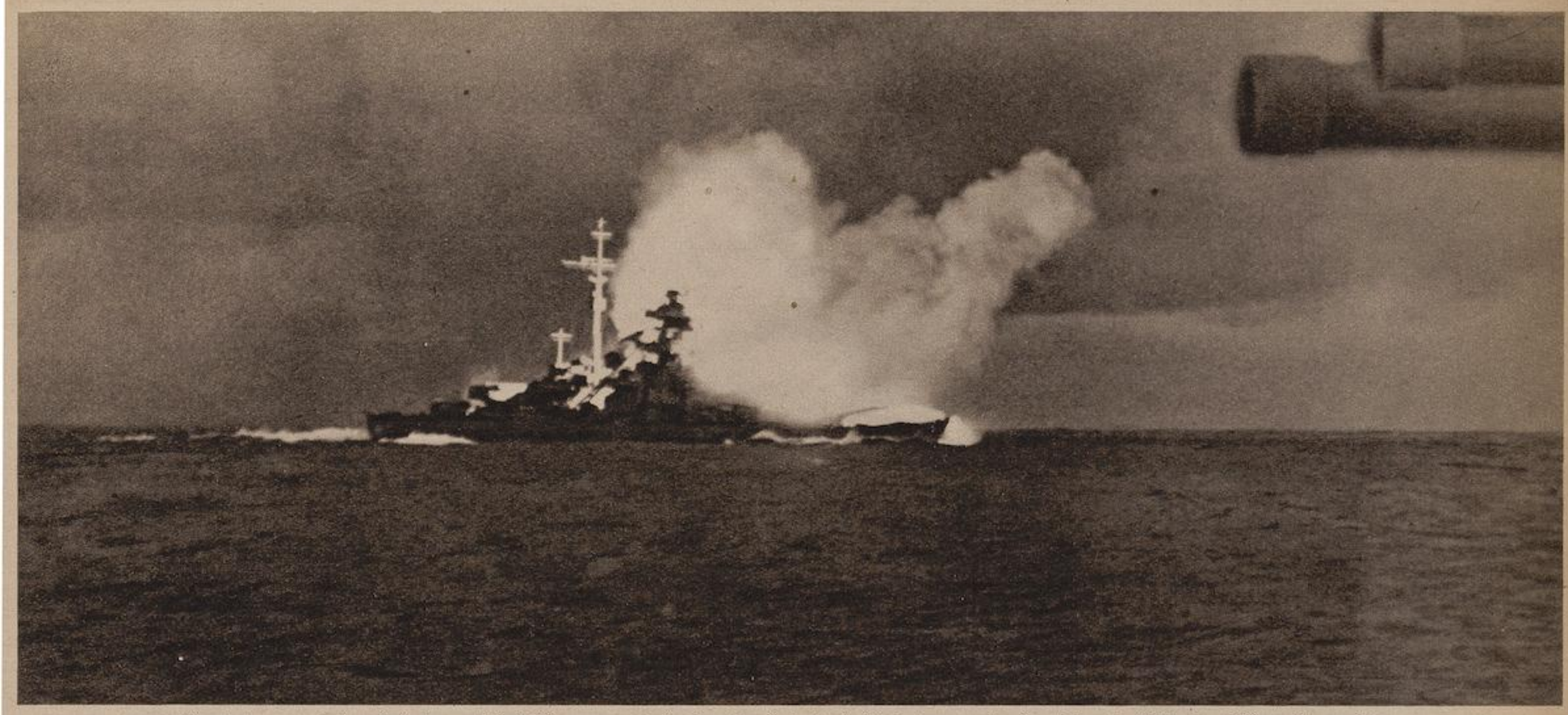
Unten links: *So sieht das Niemandsland aus: Granattrichter, spanische Reiter, ein gefallener Sowjetsoldat (Pfeil), Häuserruinen und kleine Scharten in den Wänden der stehengebliebenen Hütten (Pfeile)*

*Sturmgeschütze helfen den Grenadieren. In mühevoller Arbeit sind sie nachts auf schwierigen Wegen vorgezogen worden, um die Stützpunkte des Feindes aus vorderster Linie unter Feuer zu nehmen*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0109

gefördert durch
Baden-Württemberg



*Eine dokumentarische Aufnahme: Fünf Minuten nach Beginn des Gefechts bei Island versenkt eine Salve des Schlachtschiffes „Bismarck" ...*

# Das letzte Schlachtschiff-Gefecht

## VOR ZWEI JAHREN WURDE „HOOD" VERSENKT

*In unserem Aufsatz auf Seite 5 „Von der Flottenschlacht zur Geleitzugschlacht" wurde an die große Seeschlacht im Skagerrak am 31. Mai 1916 erinnert, eine Schlacht, von der ab eine Wandlung in der Seekriegführung eintrat. In dem jetzigen Kriege hat es, wenn man von den besonderen Bedingungen absieht, unter denen die Japaner ihren Seekrieg führen, nur eine einzige Begegnung zwischen feindlichen Schlachtschiffen gegeben, bei der auf deutscher Seite das Schlachtschiff „Bismarck" in Aktion trat und in dem Seegefecht bei Island das größte Kriegsschiff der Welt, das britische Schlachtschiff „Hood", versenkte. Das deutsche Schlachtschiff erlag bekanntlich kurz darauf weit überlegenen feindlichen Kräften. Von der denkwürdigen Vernichtung der „Hood" vor nunmehr zwei Jahren veröffentlichen wir zum erstenmal Originalaufnahmen, die von einem Augenzeugen des Kampfes, dem Kriegsberichter JOSEF LAGEMANN, von Bord des Schweren Kreuzers „Prinz Eugen" aus gemacht wurden.*

Von Gotenhafen kommend, lief unsere Kampfgruppe, bestehend aus dem Schlachtschiff „Bismarck" und dem Schweren Kreuzer „Prinz Eugen", am Morgen des 21. Mai 1941 in den Hjelte-Fjord bei Bergen ein. Die uns gestellte Aufgabe ging dahin, im offenen Atlantik auf den Geleitzugstraßen des Gegners durch Vernichtung von feindlichem Handelsschiffsraum die Zufuhr des Feindes über See zu stören. Durch das erfolgreiche Operieren der Schlachtschiffe „Scharnhorst" und „Gneisenau", unserer Schweren Kreuzer „Hipper" und „Scheer" und vieler Hilfskreuzer war der Feind gezwungen worden, auf dem ganzen Geleitwege schwere und schwerste Einheiten einzusetzen. Da den englischen Schlachtkreuzern und Schlachtschiffen aber noch andere wichtige Aufgaben oblagen, konnte im allgemeinen nur eine schwere Einheit den Geleitzügen mitgegeben werden. Jedem dieser Großkampfschiffe aber war „Bismarck" wenigstens ebenbürtig.

Am Abend des 21. Mai laufen wir unter Führung des Flottenchefs Admiral Lütjens aus. Zerstörer geleiten uns durch die Fjorde ins offene Meer. „Bismarck" und „Prinz Eugen" setzen sich dann mit hoher Fahrt und nördlichem Kurs ab. „Bismarck" hat als Flaggschiff die Führung übernommen.

Ein bleigrauer Tag dämmert herauf, eine zweite Nacht senkt sich über den vorwärtsstürmenden Verband. Die Dänemarkstraße ist erreicht. Regen und Schnee fetzen über Aufbauten und Brücke. Kurz nach 19 Uhr Bordzeit wird vom Ausguck backbord voraus ein Schiff entdeckt. Die Umrisse sind nicht genau auszumachen. Das Fahrzeug wird zunächst als englischer Hilfskreuzer angesprochen. Da nicht sicher ist, ob uns der Gegner entdeckt hat, schweigt die Artillerie beider Schiffe. Dieser aber holt in weitem Bogen nach achtern herum und heftet sich als Fühlunghalter an unsere Fersen. Das Wetter klart weiter auf. Drüben sind jetzt deutlich drei Schornsteine zu erkennen. Unser Trabant ist der englische Kreuzer „Norfolk".

Da flammen auf „Bismarck" Mündungsfeuer auf. An uns vorbei rauschen die riesigen Koffer. Unser großer Bruder langt nach dem Engländer herüber. Dieser bleibt darauf noch weiter zurück, so daß oft nur die Mastspitzen über die Kimm ragen. Als zweiter Fühlunghalter stößt im Laufe der Nacht der Kreuzer „Suffolk" hinzu.

In den frühen Morgenstunden des 24. Mai hängt eine „Sunderland" in der Wolkendecke am Horizont und stößt zur Peilung unseres Standortes und Kurses alle Viertelstunde für kurze Zeit aus den Wolken heraus.

Die Meldungen des Fühlunghalters ziehen im Laufe der Nacht eine englische Kampfgruppe, bestehend aus dem größten Kriegsschiff der Welt „Hood" und dem neuen Schlachtschiff „Prince of Wales", auf uns. Diese hatte nach den Meldungen über das Auslaufen der Gruppe „Bismarck" südlich von Island bereitgelegen, da nicht bekannt war, ob wir den Vorstoß durch die Faröer-Enge oder die Dänemarkstraße ansetzen würden.

Kurz vor 5 Uhr gellen die Alarmklingeln. „Klar Schiff zum Gefecht!" Auf Backbordseite sind jetzt mit dem bloßen Auge zwei kleine, dunkle Punkte zu sehen. Gerade wollen wir uns mit einem Artillerieglase den Gegner näher heranholen, da flammen drüben die ersten Mündungsfeuer auf. Die feindlichen Schiffe haben auf etwa 210 Hundert m das Gefecht eröffnet. Kurz darauf dröhnen die ersten Abschüsse unserer beiden Schiffe.

Über den Typ der zum laufenden Gefecht aufdrehenden feindlichen Schiffe herrscht vorläufig noch Unklarheit. Aber die etwa 400 m backbord querab von „Prinz Eugen" liegende erste Salve mit ihren geisterhaften, breiten und hohen Fontänen lassen keinen Zweifel mehr darüber, daß es sich um Brocken aus Schlachtschiffgeschützen handeln muß. Die nächste Salve des Gegners liegt schon bedenklich näher. Aber unsere Artillerie ist schneller.

Die zweite Salve von „Prinz Eugen" liegt deckend auf dem uns gegenüberliegenden Schiff, der „Hood". Mit dem Glase erkennen wir eine blutrote Lohe auf dem mittleren Achterschiff, die sich schnell ausbreitet. Die Flugzeughalle ist getroffen. Das ausfließende Benzin hat sich entzündet, überschwemmt das Deck und tropft ins Meer. Das Wubbern der über uns hinweg orgelnden feindlichen Granaten geht unter in dem Höllenkonzert der schweren Artillerie unserer Kampfgruppe.

Wie in Flammen gehüllt, grellweiß überstrahlt, stehen die dunklen, massiven Aufbauten im Blitzen des Mündungsfeuers. Da plötzlich gellt ein Ruf über das Schiff: „Der Tommy fliegt in die Luft!" Und dann sehen wir es selber. An der Stelle, wo eben noch die „Hood" schwamm, steht eine graue Qualmwand. Aus dieser Wand bricht es heraus blutrot, schweflichgelb und weißglühend, wächst empor zu einer unendlichen Parabel, und in dieser Parabel quirlt und blitzt es ununterbrochen. Das Artillerieglas gibt Einzelheiten. Eine große glühende Eisenmasse wird hochgeschleudert, wahrscheinlich ein Geschützturm, der von der ungeheuren Explosion aus seiner Bettung gerissen wurde. Diese gewaltige Masse sinkt aufs Meer neben das Schiff und schwimmt für Sekunden auf dem Wasser. Die beim Aufschlagen entstehende Kondenswand ist so stark, daß sie diesen Stahlklotz kurze Zeit tragen kann. Jetzt schnellt das gewaltige Vorschiff fast senkrech hoch. Strudelnd versinken die letzten Reste des Schlachtkreuzers in den Fluten.

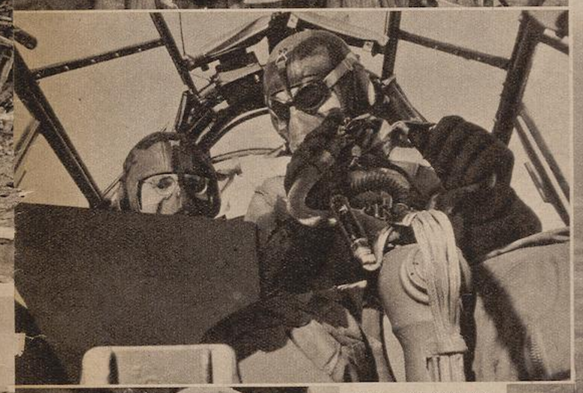
Fünf Minuten nach Gefechtsbeginn hat eine Panzersprenggranate der „Bismarck" die Seitenpanzerung der „Hood" durchschlagen, ist in der achteren Munitionskammer detoniert und hat das größte Kriegsschiff der Welt auseinandergerissen. Der Jubel auf unserem Schiff kennt keine Grenzen. „Prince of Wales" schiebt sich inzwischen vor die Stätte der Vernichtung. Auch auf ihm werden mehrere Treffer beobachtet. Schwarzqualmend bricht der Feind das Gefecht ab und läuft uns davon. Unser Verband setzt mit hoher Fahrt seinen Marsch in den Atlantik fort.

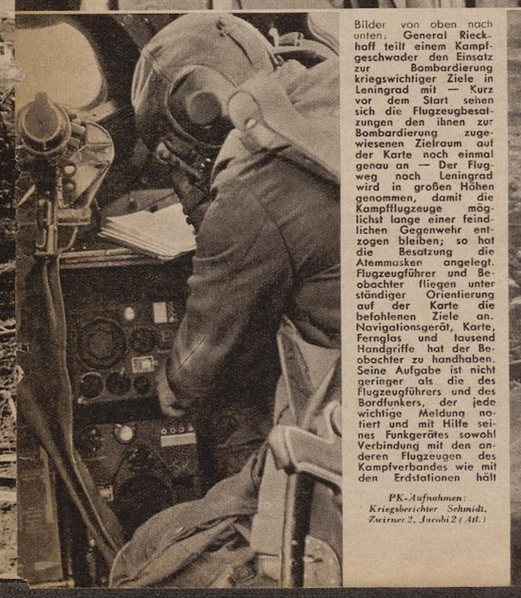
*... durch Treffer in die achtere Munitionskammer das größte britische Schlachtschiff „Hood"*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0110

gefördert durch
Baden-Württemberg



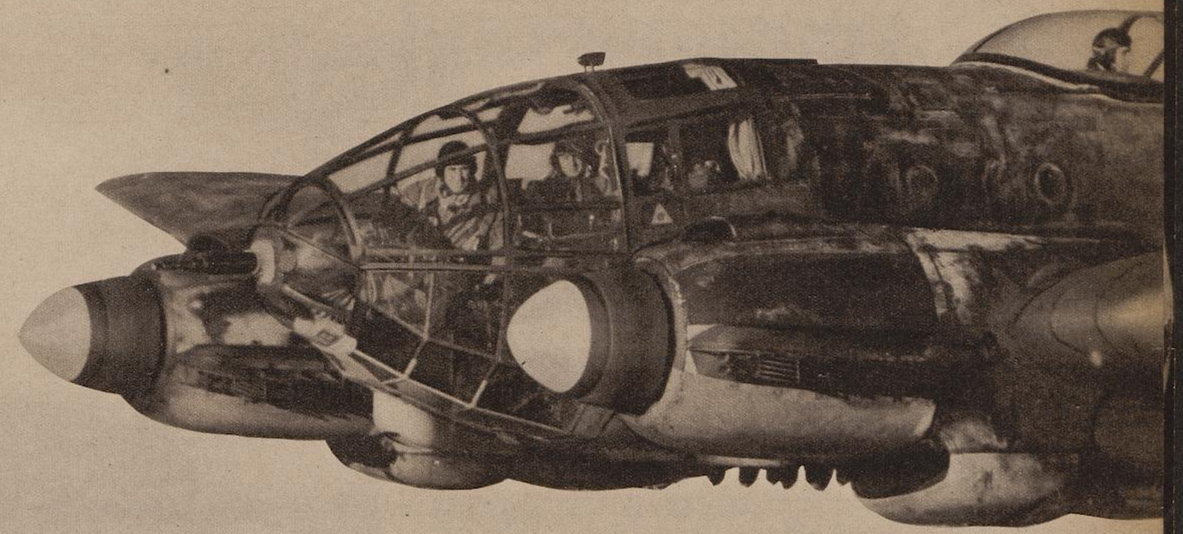


Bilder von oben nach unten: General Rieckhoff teilt einem Kampfgeschwader den Einsatz zur Bombardierung kriegswichtiger Ziele in Leningrad mit — Kurz vor dem Start sehen sich die Flugzeugbesatzungen den ihnen zur Bombardierung zugewiesenen Zielraum auf der Karte noch einmal genau an — Der Flugweg nach Leningrad wird in großen Höhen genommen, damit die Kampfflugzeuge möglichst lange einer feindlichen Gegenwehr entzogen bleiben; so hat die Besatzung die Atemmasken angelegt. Flugzeugführer und Beobachter fliegen unter ständiger Orientierung auf der Karte die befohlenen Ziele an. Navigationsgerät, Karte, Fernglas und tausend Handgriffe hat der Beobachter zu handhaben. Seine Aufgabe ist nicht geringer als die des Flugzeugführers und des Bordfunkers, der jede wichtige Meldung notiert und mit Hilfe seines Funkgerätes sowohl Verbindung mit den anderen Flugzeugen des Kampfverbandes wie mit den Erdstationen hält

*PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Schmidt, Zwirner 2, Jacobi 2 (Atl.)*

# Bomben AUF LENINGRAD

Wie in eine große flache Mulde eingebettet, liegt im innersten Zipfel des Finnischen Meerbusens, im sumpfigen Delta der Newa auf mehreren Inseln verteilt, die einstmalige Metropole des mächtigen Zarenreiches und heute mit ihren über drei Millionen Einwohnern die zweitgrößte Stadt der Sowjetunion. Im Laufe des Krieges hat sich im selben Verhältnis, wie die Einwohnerzahl sank, die der Soldateska erhöht. Die sowieso schon sehr starke Festung ist im Kriege noch verstärkt worden. Seitdem deutsche und mit ihnen verbündete Truppen vor Leningrad liegen, ziehen sich vor allem im Norden gegen die Finnen und im Süden gegen die Deutschen ausgedehnte Grabensysteme vor der Stadt entlang. Die Luftwaffe hat in Zusammenarbeit mit der schweren Artillerie des Heeres die militärischen Anlagen und das Hafengelände bombardiert und beschossen. Unsere Panoramaaufnahme zeigt eine von einem deutschen Aufklärer gemachte Aufnahme von der Stadt Leningrad. Es ist ein überwältigender Anblick, diese einstmals von Peter dem Großen im Jahre 1703 gegründete und zur Residenz eines Riesenreiches erhobene Stadt von oben her zu betrachten. Aus dem riesigen Häusermeer ragen die vielen Türme, Kuppeln, Hochbauten und Hallen hervor. Einen besonderen Blickfang bieten die beiden berühmten Kirchen, die Kasankirche und die Isaakkathedrale, mit ihrer im Sonnenschein weithin leuchtenden und das Stadtbild beherrschenden goldenen Kuppel. Der vor dem Kriege von den Schiffen aller Nationen so belebte Hafen ist heute tot und leer, seitdem deutsche Truppen mit ihrer Artillerie den nach Kronstadt führenden Seekanal, die einzige Seeverbindung mit der Außenwelt, beherrschen. Erst kürzlich wurden kleinere sowjetische Kriegsschiffe, die versuchten, durch den Seekanal nach Kronstadt zu gelangen, von der Küstenartillerie auf den Grund des Meeres geschickt. Einstmals versorgte Leningrad, das Tor Rußlands zur Welt, das ganze Hinterland bis nach Moskau hin. Der Krieg hat auch hier Wandlung geschaffen. Jetzt muß Leningrad schon seit längerem auf sehr schwierigem, von den Deutschen dauernd gestörtem Wege über den Ladogasee aus dem Inneren des Landes versorgt werden.



UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0111

gefördert durch
Baden-Württemberg

# Ins 2. Zehntausend

## Die Erfolge der deutschen Flak

Ein stolzes Ergebnis veröffentlichte in diesen Tagen der Bericht des OKW, einen Erfolg, der nicht nur die Herzen der Soldaten der Flakwaffe höher schlagen läßt, sondern dem ganzen deutschen Volke, besonders dem vom Luftterror betroffenen Bevölkerungsteil, ein Gefühl stolzer Genugtuung ist. Der Weg zu diesem Erfolg war hart und reich an Arbeit und Dienst, er verlangte oft Unmögliches von den mit der Führung und weiteren Vervollkommnung dieser Waffe Betrauten und hat seine Ursache nicht allein in der Güte der Waffen und Geräte, sondern auch im eisernen Pflichtgefühl, in der Genauigkeit und der Liebe zur Waffe.

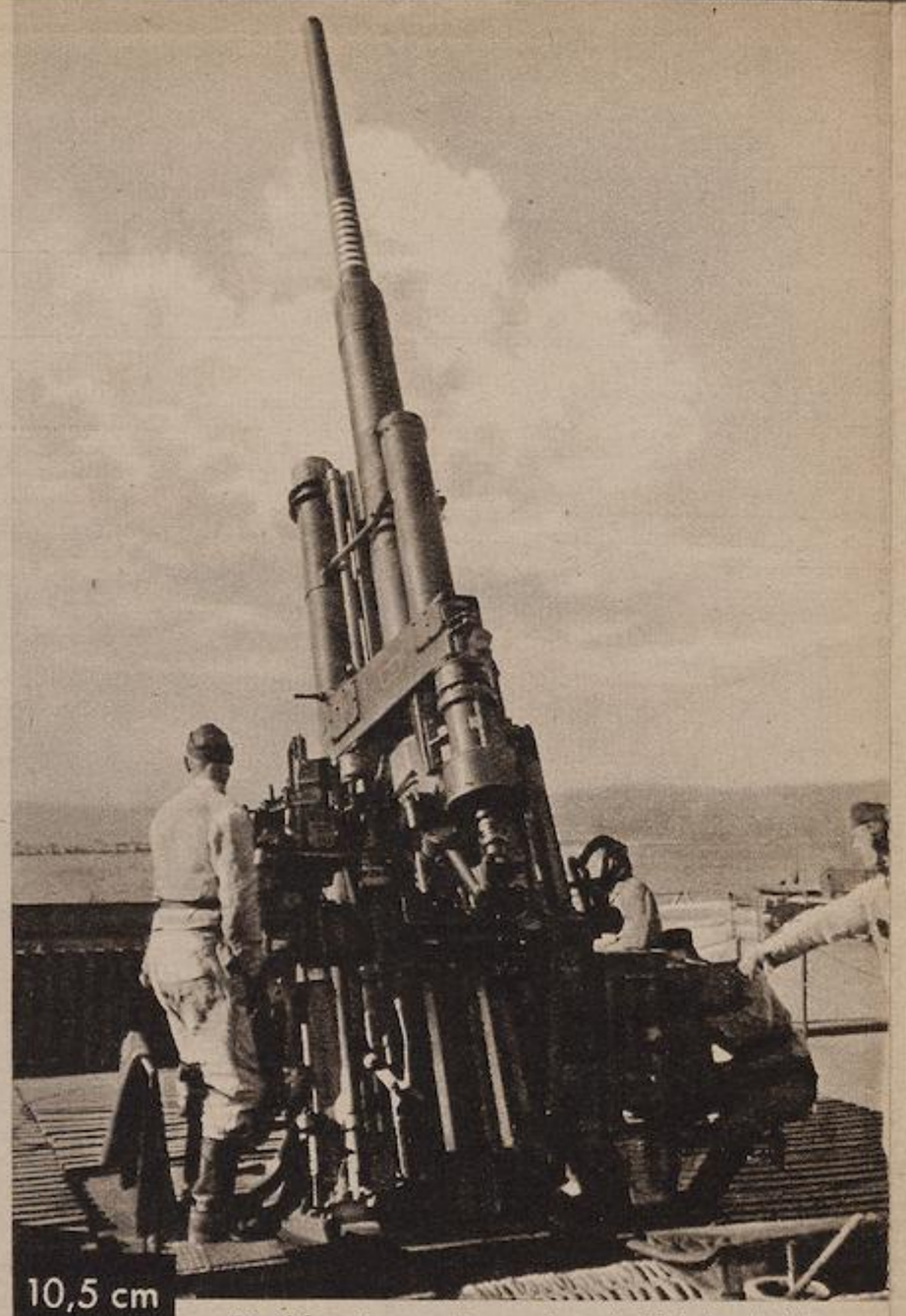
Es ist heute müßig, auf die Schwierigkeiten hinzuweisen, die sich der Bekämpfung eines frei im Raum beweglichen Zieles entgegenstellen, denn das ist in weiten Kreisen der Bevölkerung bekannt. Weniger Gedanken aber dürften sich die an große Erfolge unserer Wehrmacht gewöhnten Volksgenossen machen über die Wirkungen, die sich hinter dieser Erfolgszahl verbergen. Einige Hinweise mögen genügen. Mit den 10 000 Flugzeugen verlor der Feind auch 30 000 bis 40 000 Mann fliegendes Personal, und zwar solches, das eine mehrmonatige, bzw. jahrelange Ausbildung hinter sich bringen muß. Das bedeutet eine entsprechende Ausweitung des Ausbildungs- und Schulbetriebs und damit auch eine erhebliche Bindung von Kräften, die sonst anderen Aufgaben zugeführt werden könnten.

Noch eindrucksvoller wird dieses Bild, wenn wir uns einmal der industriellen Seite zuwenden. Ein moderner Nachtbomber ist ein Wunderwerk der Technik. Nur besonders geschulte, hochqualifizierte Arbeitskräfte können zur Arbeitsleistung herangezogen werden. Der Bau eines dieser viermotorigen Bomber erfordert viele tausend Arbeitsstunden. So führte im englischen Oberhaus Lord Geddes (laut „Interavia" Nr. 867 vom 1. Mai 1943) in einer Kritik am Großflugzeugbau aus, daß statt vorgesehener 40 000 Arbeitsstunden ein Werk 120 000 Arbeitsstunden für den Bau eines einzigen Großflugzeuges vom Typ Stirling gebraucht habe. Man muß sich das vergegenwärtigen. 120 000 Arbeitsstunden! Tausend Arbeiter, bei zehnstündiger Arbeitszeit, zwölf Tage beschäftigt, um ein Großflugzeug zu erbauen. Auch wenn wir annehmen, daß andere Werke besser gearbeitet haben, bekommen wir doch einen Begriff vom Abwehrerfolg, wenn wir lesen, daß „darunter viele viermotorige Maschinen" waren. Das verarbeitete Material für Zelle und Motoren ist das beste, was die Technik dem Flugzeugerbauer zur Verfügung stellen kann. Seine Massenherstellung bedingt die Schaffung ganzer Industrien.

Welchen Beanspruchungen dieses Material ausgesetzt ist, geht daraus hervor, wenn wir uns einmal das Fluggewicht eines Bombers vor Augen führen. Ein zweimotoriger Bomber hat ein durchschnittliches Fluggewicht von 9000 kg, das heißt 180 Zentner, ein viermotoriger Bomber aber von 30 000 kg oder 30 Tonnen. Die Flakartillerie hat also beim Abschuß von 10 000 Feindmaschinen etwa 80 000 Tonnen Material vernichtet. Material, das von Tausenden von Spezialmaschinen und Spezialarbeitern bearbeitet wurde. Aneinandergereiht ergäbe das einen Güterzug von 5300 Waggons. So betrachtet, erhält die Leistung der tapferen Flakkanoniere erst ihren richtigen Ausdruck, ganz davon zu schweigen, wie es wäre, wenn diese zehntausend Feindmaschinen weiterhin ihre Bombenlast über deutsche Städte abwerfen könnten.

Welcher Kampferfolg in diese Zahl aber eingeschlossen ist, beweist die Tatsache, daß bei Ausbruch des Krieges England, Frankreich und Polen zusammen, einschließlich ihrer mobilen Reserven, etwa über die gleiche Anzahl Maschinen verfügten, als heute von der Flakartillerie abgeschossen gemeldet werden konnten.

Doch nicht nur in der Abwehr feindlicher Fliegerangriffe hat diese Waffe bedeutende Erfolge aufzuweisen, sondern auch im Erdkampf spiegeln sich in den Erfolgszahlen ihre Schlagkraft und ihr Schneid. Denn Tausende von Geschützstellungen und MG-Nestern wurden zerschlagen, Minenwerfer, B-Stellen, Bunker und Fahrzeuge vernichtet, schwerste Panzerforts im direkten Beschuß zerstört. Panzerzüge, Munitionslager, Tanklager und vieles andere mehr fielen dieser Waffe zum Opfer, viele Tausende Gefangene wurden von im Erdkampf eingesetzten Einheiten eingebracht. Aber auch im „Seekrieg" hat die Flakartillerie eine Rolle gespielt, denn sie versenkte 23 Handelsschiffe mit 67 000 BRT, 50 Fluß- und Küstenfahrzeuge, drei Zerstörer, davon zwei von 1870 Tonnen, viele Schnellboote, Sturmboote, Bewacher, Vorposten- und Kanonenboote. Fürwahr, eine stolze Erfolgsserie einer Waffe, die in allen Sätteln gerecht ist und deren Zahlen eine eindringliche Sprache vom Geist der Truppe und ihrem Ausbildungsstand sprechen. Diesen Erfolgen hat der Herr Reichsmarschall mit Worten Ausdruck verliehen, die nicht nur stolz im Herzen jedes Flakartilleristen nachhallen, sondern dem Empfinden der Kameraden an der Front und der schaffenden Heimat entsprechen: Er sagte: „Ich bewundere die Leistungen der Flakartillerie der Luftwaffe an allen Fronten und in der Heimat. Sie ist überall das Rückgrat der Abwehr, ja, sie ist eine der schlagkräftigsten Truppen der Wehrmacht überhaupt!"



10,5 cm

Die 10,5-cm-Kanone, die zur schwersten Flak der deutschen Luftwaffe gehört, wirkt bis in die höchsten Lufträume, die heute überhaupt Kriegsflugzeugen zugänglich sind

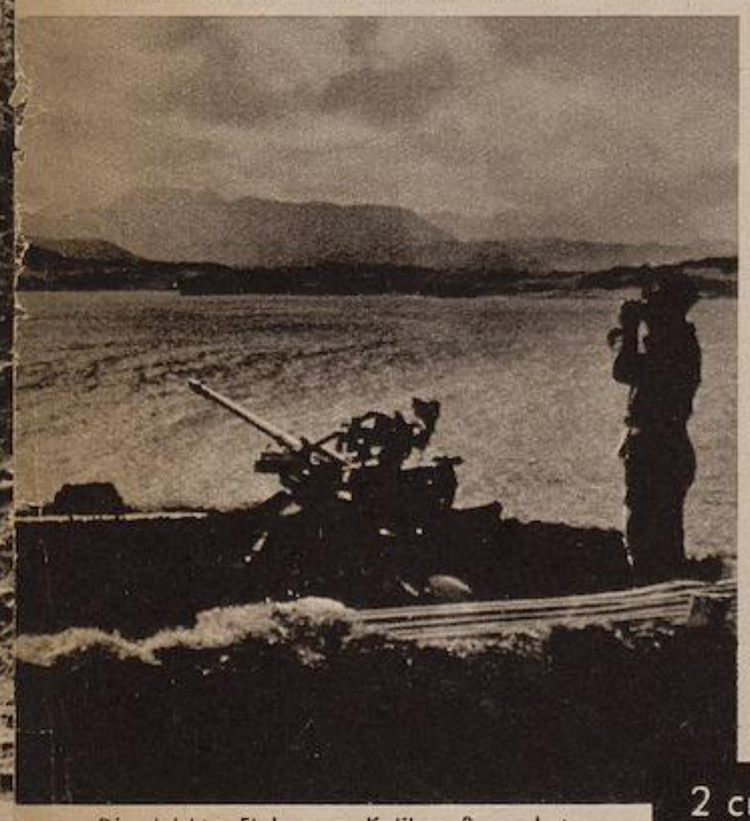
8,8 cm

Die auch im Erdkampf besonders bewährte schwere Flak von 8,8 cm sendet ihre Geschosse in Höhen bis zu rund 10 000 Metern

Zu der mittleren Flak gehört die 3,7-cm-Kanone, die ihre Gegner in dem Raum bis zu 4000 Metern findet

3,7 cm

## Kaliber und Bereiche der Flak



2 cm

Die leichte Flak, vom Kaliber 2 cm, hat als Einzelkanone oder Vierlingsflak eine sichere Schußhöhe bis zu etwa 2200 Metern

Die Vierlingsflak besitzt die größte Feuergeschwindigkeit aller Abwehrwaffen und schützt besonders wichtige Objekte gegen Tiefangriffe

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Rheinländer, Theyer, Höß, Ruschke, Doege

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0112

gefördert durch
Baden-Württemberg

# VON DER Flottenschlacht ZUR Geleitzugschlacht

Von
**KONTERADMIRAL GADOW**

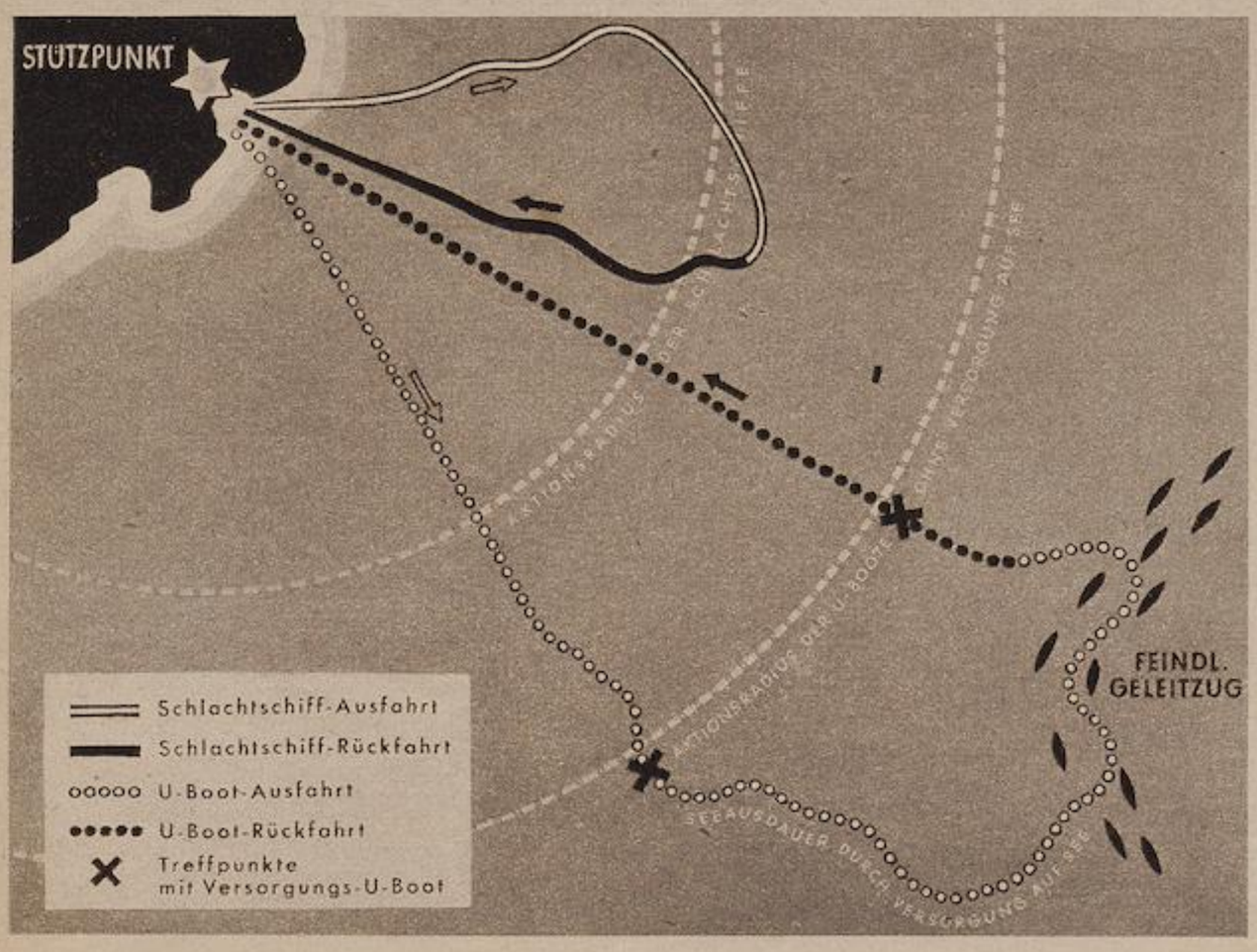
Der 31. Mai, als Erinnerungstag der großen Seeschlacht am Skagerrak 1916, weckt Gedanken über die seitdem eingetretene Wandlung in der Seekriegführung. An Stelle einer Hochseeflotte, die damals den zweiten Rang in der Welt einnahm, in Qualität der Waffen und Ausbildung nicht zu übertreffen und ausgesprochen für die militärische Entscheidung im Nordseebereich bestimmt war, kämpfen wir heute mit den Mitteln des „Kreuzerkriegs", der unserer damaligen Anschauung nach an zweiter Stelle zu stehen schien. Hierin kommt ebenso ein Zwang der Umstände zum Ausdruck wie eine Wandlung jener Anschauung. Der vorige Seekrieg hatte die Lehre erbracht, daß ein in günstiger strategischer Lage befindlicher Gegner wie England die Seeschlacht nicht zu suchen hatte, sondern verweigern konnte, so daß unsere Strategie unter Umständen kein Ziel fand. Die Skagerrakschlacht war kein Gegenbeweis, denn sie kam zustande auf Grund außergewöhnlicher Umstände, wie des Drucks der öffentlichen Meinung in England und von seiten Rußlands, das die Öffnung der Ostsee für wirksamen Nachschub verlangte. Daß die englische Flotte sich der wiederholten Herausforderung — Beschießungen der britischen Ostküste — stellte, widersprach letzten Endes ihrem Kriegsplan, der vorwiegend und fast ausschließlich auf die totale Blockade Deutschlands, unter Einbeziehung seiner neutralen Nachbarn, gerichtet war, unter Schonung der eigenen Kampfkraft. Freilich wäre zu Beginn des Krieges eine solche Schlacht wohl auch durch die Bedrohung der Truppentransporte am Kanal zu erreichen gewesen, die auf Grund solcher Besorgnisse immer weiter südlich, vom ursprünglich geplanten Landeort Zeebrügge über Boulogne bis St. Nazaire, verlegt wurden. Jedenfalls aber zog die englische Führung aus dem verlustreichen Ergebnis der Skagerrakschlacht die Folgerung, sich nur noch in nächster Nähe der eigenen Küste zu schlagen, woraus in den letzten Kriegsjahren die absolute Ablehnung der Seeschlacht zugunsten der Geleitzugsicherung auf den nördlichen Verbindungen wurde. Wir für unseren Teil gelangten zu der Erkenntnis, daß der Krieg gegen die feindlichen Seestraßen, bisher mit Kreuzern und Hilfskreuzern mit guten, jedoch begrenzten Erfolgen geführt, für die Schlachtflotte aus Mangel an Reichweite nicht möglich, der eigentliche Weg zum Ziele war. Wir nahmen ihn jedoch mit U-Booten aus politischer Besorgnis vor der Stellungnahme der USA. nur zögernd und mit verhängnisvoller Verspätung auf, wobei wir dem Endzweck immer noch sehr nahe kamen.

Diese Lehre blieb unvergessen und bewirkte eine grundsätzlich andere Einstellung zum Seekriegsproblem. Wenn wir jetzt neben U-Booten Schwere Kreuzer und Schlachtschiffe mit hoher Geschwindigkeit und großem Fahrbereich bauten, so geschah es mit der Blickrichtung auf den Kreuzerkrieg. Hätte der neue Weltkrieg uns bereits im Besitz einer ansehnlichen Zahl von schweren Kampfschiffen betroffen, so würden wir heute vielleicht Seeschlachten im Handelskrieg auf den Hochstraßen des Atlantik erleben statt den Einzelaktionen der Schweren Kreuzer, der „Scharnhorst" und „Gneisenau" und „Bismarck". So weit der erwähnte Zwang der Umstände, jedoch darüber hinaus zeigte die Erfahrung des Weltkriegs und die Vertiefung in die Möglichkeiten des U-Boot-Krieges, daß hier die noch größeren Chancen liegen. Im Gegensatz zum Feinde, der die „U-Boot-Gefahr" für überwunden hielt, arbeiteten wir unermüdlich an der technischen und taktischen Verbesserung der Waffe, vertieften und verfeinerten die Ausbildung und gelangten so zu dem Kampfmittel, das unseren strategischen Bedürfnissen am besten entspricht.

Hierzu waren bestimmte Vorbedingungen zu erfüllen; sie sind in wenigen Punkten zusammenzufassen. Der feindlichen Seerechtsanschauung, daß der „unbeschränkte" U-Boot-Krieg völkerrechtlich nicht zulässig sei, setzten wir unsere eigene entgegen, daß das bewaffnete oder im bewaffneten Geleit fahrende Handelsschiff — auch das neutrale —, das also der formalen Anhaltung und Untersuchung Widerstand entgegenstellt, sich ohne weiteres der vollen Kriegsgefahr, d. h. Versenkung, aussetzt. Zum zweiten setzten wir uns über die politischen Hemmungen der Weltkriegsjahre 1915 bis 1917 hinweg, wobei uns die USA durch ihr Verbot für amerikanische Schiffe und Staatsangehörige, die Kriegszonen zu befahren (Neutralitätsgesetz), zunächst entgegenkamen. Drittens war die strategische Position entscheidend zu verbessern. Das geschah mit der Besetzung der norwegischen, der Kanal- und atlantischen Küste Frankreichs im Jahre 1940. Hiermit war die Position am offenen Meer gewonnen, statt der beengten und durch den Kanal und den nördlichen Ausgang gesperrten Lage in der Nordsee. Viertens hatte die taktische Ausbildung durch den jetzigen Oberbefehlshaber der Kriegsmarine die Jagd und den Angriff im Rudel entwickelt und damit die Erfolgsaussichten bedeutend erhöht, und fünftens sorgte die Technik in Gestalt verbesserter Waffen und Nachrichtenmittel für weitere Steigerung durch Planung größten Stiles für umfassenden Neubau von Booten und schließlich durch Ingebrauchnahme der U-Tanker für bedeutend erweiterten Operationsbereich auch kleinerer Boote.

Das Ergebnis steht vor uns in Form der großen Versenkungsziffern und Geleitzugschlachten, der verhängnisvoll gestörten Versorgung Englands, Sowjetrußlands und der zahlreichen amerikanischen Expeditionskorps. Zur höchsten Leistung entwickelt und mit härtestem Einsatz gegen schwerste Abwehr geführt, hat das U-Boot in den für uns maßgeblichen Gewässern vom Nördlichen Eismeer bis zum Raume von Kapstadt und Indischem Ozean den Kampf mit den Transport- und Überwasserflotten siegreich aufgenommen und dem atlantischen Krieg das Gepräge gegeben. Aus gesichertem Küstengebiet und -vorfeld operierend, in dem die Kampfmittel des Kleinkrieges, wie Zerstörer und Torpedoboot, Schnellboot, Minensuch- und Vorpostenboot, Sperrbrecher und viele andere, ihre wichtige Rolle spielen, hat es die Schlachtflotten verdrängt, die feindliche Seeherrschaft erschüttert und das strategische Ziel der Gegner vereitelt, die Entscheidung mit Invasion und Millionentransporten im Landkrieg zu erzwingen. U-Boot-Krieg und Geleitzugschlacht wurden zum Schlüssel der Kriegsentscheidung.

*Oft ist von der „Unendlichkeit" des Atlantischen Ozeans gesprochen worden, ohne daß man sich immer eine genaue Vorstellung von dieser Unendlichkeit machte. Wir haben auf einen Globus viermal den südamerikanischen Kontinent in den Atlantischen Ozean einzeichnen lassen, und es ergibt sich, daß dieser viermalige Kontinent ungefähr den Atlantik füllt. Südamerika selber ist ziemlich genau 20mal so groß wie das Großdeutsche Reich. Die genauen Zahlen sind: Deutschland 841 000 km², Südamerika 18,3 Mill. km² und der Atlantische Ozean 81,6 Mill. km². Der Atlantik ist also annähernd 100mal größer als das Deutsche Reich*




***Die außerordentlichen Erfolge unserer U-Boote sind lediglich möglich geworden durch die Versorgung der U-Boote mit Treibstoff, Proviant, Torpedos usw. auf hoher See (s. S. 6.) Die in unserer Zeichnung gezeigte Situation stellt einen Angriff auf einen feindlichen Geleitzug durch ein U-Boot dar, das auf See versorgt wird. Vergleichsweise wurde dazu der Operationsradius eines Schlachtschiffes angegeben***

*Entwurf: Dr. Burkert; Zeichnungen: W. Mehl*

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0113
gefördert durch
Baden-Württemberg

# DAS Geheimnis DER Seeausdauer

Auf der vorigen Seite veröffentlichen wir eine Skizze, die die ungleich höhere Seeausdauer des U-Bootes im Vergleich zum Schlachtschiff zeigt. Wie in dem Aufsatz des Konteradmirals Gadow erwähnt, ist auch das Problem der Reichweite maßgebend für die Entwicklung der Seekriegstaktik von der Flottenschlacht zur Geleitzugsschlacht geworden. Das Geheimnis der U-Boot-Reichweite liegt heute vor allem darin, daß das U-Boot sich durch besondere Versorgungs-U-Boote versorgen, sich dadurch von seinem Stützpunkt unabhängiger machen und seine Seeausdauer erhöhen kann. Trotz der Unendlichkeit des atlantischen Raumes bietet das Treffen von zwei U-Booten auf hoher See angesichts der hochentwickelten Navigationskunst der Schifffahrt keine Schwierigkeit; die Boote treffen sich mit unfehlbarer Sicherheit. Das im Operationsgebiet kreuzende Versorgerboot wird vom versorgungsbedürftigen U-Boot angefordert. Ist die See nicht allzusehr bewegt, beginnt sofort das Übernehmen von Dieselöl, Torpedos, Artilleriemunition und Verpflegung von Bord zu Bord. Auch der Arzt kommt vom Versorgungsboot herüber und betreut die Mannschaft des im Kampfeinsatz befindlichen U-Bootes. Selbst bei ruhiger See ist die Übernahme nicht ganz einfach. Das Treiböl wird durch Schläuche gepumpt. Ist die Schlauchverbindung zwischen den Booten erst hergestellt, beginnt die Pumpe zu arbeiten. Schwieriger ist das Übernehmen der „Aale", denn ihr schweres Gewicht und ihre Empfindlichkeit, besonders an den Steuerorganen am Heck des Torpedos, erfordern geschickte Führung, die meist dadurch erreicht wird, daß ein paar Leute den Torpedo schwimmend dirigieren, während er an der Leine bis zum Ladegeschirr gezogen wird. Ist die mühselige Arbeit beendet, gibt es ein warmes Bad an Bord und dann eine stärkende Mahlzeit, denn das Versorgungs-U-Boot hat frische Eier, oft auch frisches Obst gebracht. Bkt.

Pünktlich zur angegebenen Zeit und am vereinbarten Ort treffen sich das im Kampfeinsatz befindliche U-Boot und das Versorgungsboot

Mit Schlauchbooten ist die Verbindung von Boot zu Boot hergestellt und der Arzt vom Versorgungsboot herübergekommen, um die gesamte Besatzung zu untersuchen ◆ Auf dem Vorschiff werden mit einem aufsetzbaren Ladebaum und Ladekran „Aale" übernommen, die feindlichen Frachtern und Tankern zugedacht sind

Die Schläuche, durch die das Dieselöl gepumpt wird, sind mittels Leinen herübergezogen und werden angeschlossen ◆ Die Versorgung bezieht sich nicht nur auf Brennstoff, sondern auch Proviant aller Art wird an Bord genommen

PK-Aufnahmen: Deutsche Wochenschau

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0114

gefördert durch
Baden-Württemberg

# Wehe denen, die von ihnen geliebt werden!

## Von Oberleutnant Poljakow

*PK. Im Oktober 1939 traten die Sowjets an die Regierungen der drei Ostseestaaten mit dem Ersuchen heran, der Sowjetarmee — zu ihrer Sicherheit, wie sie sagten — Stützpunkte zu überlassen. Die Sowjettruppen, die daraufhin dort einzogen, blieben zunächst in ihren Lagern außerhalb der Städte von der einheimischen Bevölkerung isoliert. Dafür entfaltete die sowjetische Agitation mit Hilfe ihrer diplomatischen Vertretungen eine um so emsigere Tätigkeit, so daß es nach einem geschickt gelenkten Wahlmanöver zwischen 3. und 7. August 1940 zu dem scheinbar freiwilligen Ersuchen der neugewählten Regierungen Litauens, Lettlands und Estlands um Aufnahme in die Union der Sowjetrepubliken kommen konnte. Damit begann die Bolschewisierung von Armee wie Wirtschaft der Ostseestaaten. Als die deutsche Armee zur Befreiung dieser Gebiete aufbrach, führten die Sowjets das inzwischen auf die Glaubenssätze der Sowjetunion verpflichtete estnische Heer im Rahmen ihrer eigenen Rückzugsbewegung ostwärts, nachdem sie ihm voller Mißtrauen die wesentlichen Waffen abgenommen hatten. Außerdem mobilisierten sie in den letzten Tagen vor dem Einmarsch der deutschen Truppen alle, die Waffen tragen und sich nicht rechtzeitig genug verbergen konnten, und schafften sie zu Schiff und Eisenbahn nach Sibirien. Obgleich diese Mobilisierten keinesfalls mit den strafweise Verschleppten gleichzusetzen waren, verwischten sich doch bisweilen die Unterschiede. Das Versprechen, sie sogleich in die Sowjetarmee einzureihen, wurde jedenfalls nicht gehalten. Die meisten Mobilisierten fristeten als Arbeiter in Sibirien und den nordischen Tundren ein kümmerliches Leben. Erst die lang erwartete Aufstellung eines estnischen Korps innerhalb der Sowjetarmee unter dem kaukasischen Esten General Pärn, die Anfang 1942 stattfand, brachte die Verwirklichung des Versprechens für die Überlebenden dieses grausamen Winters. Die Esten begrüßten die Einstellung in die Armee ihres Feindes; mit wachsender Nähe der Front wuchsen ja für jeden die Möglichkeiten zur Flucht. Im Januar dieses Jahres liefen denn auch Teile der in der Frontlinie bei Welikije Luki eingesetzten estnischen Truppen zu uns über. Nach längerem Aufenthalt in einem Quarantänelager konnten die meisten mit diesem Frühjahr in die Heimat entlassen werden. Einer von ihnen, Angehöriger der alten estnischen Armee, später Offizier des estnischen Korps der Sowjets, Oberleutnant Poljakow, schrieb eine Darstellung seiner Erlebnisse im Osten seit der Sowjetisierung Estlands, der unser folgender Bericht in allen wesentlichen Formulierungen folgt.*

*Kriegsberichter Martin Raschke.*

Ich bin einer der Glücklichen, die aus dem großen, dachlosen Hause der Sowjetunion gerettet worden sind. Tag für Tag wurden Hunderte rings um mich unter die Erde geschickt. Aber der alte Himmel vergißt uns Esten nicht. Er rettete uns, als er es wollte, ohne Politruks und Kommissare erst lange um Erlaubnis zu fragen. Mag er alle behüten, die dieses lesen!

### *Das heilige Formular*

Als die Sowjets nach Estland kamen, um ihm, wie sie verkündeten, die Segnungen des Bolschewismus zu bringen, war ich, Ants Rändepuu Poljakow, Oberleutnant der estnischen Armee. Ich schreibe diesen Namen gern so ausführlich. Er ist mir ja wie neu, nachdem es mir lange geschienen hatte, als wäre ich ohne Vater und Mutter, ein verirrtes Wesen nur, dem man zum Unterschied von anderen Verirrten eine Nummer gab.

Eines Morgens hatte die Garnison anzutreten. Vor den Kompanien stand ein Tisch, daneben der Divisionskommissar. Einer nach dem andern mußte vorkommen und laut den Text der Verpflichtung zur Treue gegen die Befehle von Volk und Partei der Sowjetunion vorlesen, bevor er ihn unterschrieb. Einen Fahneneid kennen die Sowjets nicht. Sie lieben Formulare und Unterschriften mehr. Papier und Stempel sind für sie die Schlüssel auch zum Heiligsten. Wie vieles ging mir beim Lesen durch den Sinn! Ich sah meine verhärmte Frau und die Kinder. Vor ihrem mahnenden Angesicht unterschrieb ich. „Mudi! Mudi!" sagte ich dabei leise in Liebe und Anklage, denn so nannte ich meine Frau, wenn ich ihr gut war. Als ich in das Glied zurückging, wagte ich keinen anzublicken, obgleich dort schon viele standen, die unterschrieben hatten.

Leutnant Tirmann, der hinter mir an der Reihe war, las den Text Wort für Wort, als wundere er sich über jedes, um dann die Akte ununterschrieben auf den Tisch zu legen und lächelnd im Schlenkergang an seinen Platz zurückzuspazieren, ohne unsere erschreckten Gesichter zu beachten. Die Zeit, die seitdem verstrich, und all das Leid, das sie barg, haben diese Erinnerungen nicht verschütten können. Ich sehe noch jede Bewegung und jede Miene dieses livischen Riesen vor mir. Die Nachfolgenden unterschrieben hastig, als könnten sie so vor sich und uns unterschlagen, was ihnen Vernunft und Furcht zu tun rieten. Ferdinand Luig wurde aufgerufen. Übermütig fast lief dieser kurzbeinige, immer zu Scherzen aufgelegte Bursche, der erst vor zwei Wochen Leutnant geworden war, an den Tisch. Der Kommissar schien nur des Russischen mächtig. Sein Gesicht, aus dem ein hartherziges Leben jedes Stückchen Fleisch geätzt hatte, blieb unbewegt, als Luig, unterm Anschein zu lesen, laut das Vaterunser sprach, bevor er den ungelesenen Text unterzeichnete.

Wir ließen uns die Freude nicht anmerken, die uns plötzlich durchpulste. Eben noch hatte jeder von seinem Nachbarn geglaubt, ihn habe vielleicht wirklich der Sowjet berückt und ihm sei es ernst mit der Unterschrift. Nun stieß einer den andern mit dem Ellenbogen, und mancher schloß langsam die Augen, wenn man ihn heimlich ansah, als wolle er einem zunicken. Seitdem lasen alle viel schneller und unterschrieben rasch. Luig hatte die Zeremonie in das Bereich der Maskerade verwiesen.

Trotzdem sprach niemand von Tirmann oder Luig. Mit jedem Tag der bolschewistischen Herrschaft entfremdeten sich die Menschen mehr. Die Gemeinschaften von gestern zerfielen, von Angst und Mißtrauen zerfressen. Ich ging nach Tirmanns Zimmer, um ihn zu sehen, obgleich sein Mut mich beschämt hatte. Sein Blick und sein Händedruck, so wünschte ich insgeheim, sollten mich freisprechen. Dort saßen wohl einige seiner Kameraden, doch Tirmann war nicht unter ihnen. Nach und nach traten fast alle Offiziere des Regimentes herein und gingen nach kurzem Warten wieder weg, ohne ihr Anliegen zu erwähnen. Ich mußte meine Hoffnung schließlich ebenfalls aufgeben.

Am nächsten Morgen gab ein Divisionsbefehl bekannt, daß mehrere Offiziere wegen Dienstverweigerung erschossen werden mußten, darunter Tirmann und zu unserm Erschrecken auch Luig. Die Freunde des Volkes treffe die ungeteilte Liebe, hieß es darin, die Feinde aber der ungeteilte Haß des Volkes. Luigs Spiel war also durchschaut worden. Oder weilten Verräter unter uns? Stand der Kamerad, auf den ich eben zueilen wollte, schon im willfährigen Dienste der Fremden? Sagte er vielleicht auch leise „Mudi! Mudi!", um sich freizusprechen, wenn er zum Verräter wurde? Gewiß, die Gesichter waren die alten Gesichter, die ich liebte, aber hatte sich dahinter, von der Furcht um Stellung und Leben getrieben, nicht manche Veränderung zugetragen? Konnte man noch hoffen, im Freunde den Freund wiederzufinden? Die Tyrannen herrschen ja weniger durch ihre Strenge als durch das Gerücht von ihrer Strenge und durch die Furcht des Sklaven, der in jedem von uns steckt. Mit dieser Stunde begann das furchtbare Schweigen, in dem ich bald erstickt wäre.

### *Mobilisation*

Ich wurde am gleichen Tage als unzuverlässig entlassen. Weil ich erfuhr, daß Nachforschungen nach meiner Person begonnen hatten, verließ ich jeden Abend meine Familie und schlief bei Freunden, bis auch diese nachts ihre Wohnungen meiden mußten. Da schlug ich mich in den Wald. Die Sowjets haben ein Tages- und ein Nachtgesicht. Das eine lächelt auf dich herab, das Nachtgesicht aber wittert überall Verrat und flüstert Bannspruch auf Bannspruch. Sie lieben es nicht, wenn die Gesichter voneinander wissen. Darum verhafteten sie nur in der Nacht.

Auch der sonst so vertraute Wald verlor allmählich sein behütendes Wesen. Wie erschreckte mich jeder fremde Schritt! Ich verbarg mich in den Büschen. Da verstummten die Schritte. Kein Holz splitterte mehr. Langsam entfernte ich mich, jede Deckung nutzend. Plötzlich blickte ich in zwei Augen, die mir durch das Laub unverwandt folgten. Schnell gab ich mir den Anschein, Beeren zu suchen, und bückte mich. Der Verborgene lachte und trat aus seinem Versteck. Er war auf der Flucht wie ich. So sagte er jedenfalls. Bald stießen wir auf andere Flüchtlinge. Mit jedem Tag wurden es mehr.

Krieg! Die Nachricht eilte durch den Wald wie ein Feuer. Einer hatte es in der Stadt gehört. Während dieses Wort sonst schreckt, entfachte es unter uns Waldbrüdern, wie wir genannt wurden, nur Freude. Wir umarmten uns. Man zehrte die gehüteten Vorräte auf. Es konnte ja nur wenige Tage dauern, bis die Deutschen eintrafen. Ihre Flugzeuge sollten schon über Reval gewesen sein. Beglückt schlich ich mich nachts in die Stadt, um mein Glück mit der Frau zu teilen. „Es ist Krieg! Es ist Krieg!" rief ich ihr jubelnd zu. Warum freute sie sich nicht mit mir? „Krieg! Krieg!" rief ich wieder und schüttelte sie. Da reichte sie mir den sowjetischen Mobilisationsbefehl, der bereits seit dem Morgen dalag.

Um ihretwillen wagte ich nicht zu flüchten. Wäre sie nicht mit den Kindern als Geisel geblieben? Auf dem Wege zur Mobilisationsstelle, dem Revaler Hippodrom, blickte ich mich oftmals um, nicht, weil ich hoffte, dort meine Frau noch zu sehen, die mir lange vom Fenster aus nachgeschaut hatte, sondern weil mich die kindliche Hoffnung anrührte, die Deutschen würden mich überholen. Zögernd betrat ich das Hippodrom und wurde in dieser Minute aus einem Gemiedenen zu einem Freunde der sowjetischen Völker, denen ihre ungeteilte Liebe sicher sein soll, wie der Divisionsbefehl verheißen hatte.

Am 11. August verließ ich mit den Mobilisierten Reval zu Schiff, inmitten vieler anderer Schiffe, die, wie man uns sagte, mit Gefangenen und Verwundeten belegt waren. Als die Türme Revals im Meer versanken, wandten wir uns alle von der Reling ab, an der wir Mann neben Mann lehnten. Olai und Dom!, wann sehen wir uns wieder? Überall wurden Scherze, auch Flüche laut, doch verstummten sie sogleich. Es waren ja neben 600 Esten 2000 Bolschewiken an Bord. Vorsichtig tastete sich das Schiff durch die Minenfelder ostwärts. Die Nacht war hell von brennenden Schiffen. Bisweilen stiegen Feuertürme hinterm Horizont empor und sanken in sich zusammen. Donner erschütterten weithin die Luft. Wir glaubten uns schon in Leningrad, das uns, nachdem es uns erst nur als Tor der Hölle erschienen war, plötzlich die Rettung bedeutete, als eine ungeheure Detonation das Schiff aus dem Wasser hob. Ich wurde hinabgeschleudert. Ein Bolschewik klammerte sich an mich und schrie mich an, ihn zu retten, aber ich konnte nicht helfen. Kaum vermochte ich mich selber in den Wellen zu halten. Halbnackt erreichte ich die Küste. Mehr als die Hälfte der Esten war ertrunken, das meiste Gepäck verloren.

Es wurde gefragt, wer Russisch spräche. Ich meldete mich nicht, denn ich vermutete eine Falle. Viele, die hoffen mochten, als Dolmetscher Vorteile zu gewinnen, ließen sich registrieren. Man sonderte sie von uns ab. Dann wurden wir nach langem Warten in die Innenstadt von Leningrad gebracht. Denen, die nach unserem Schicksal fragten, erklärten die militärischen Begleiter, wir seien Esten. Daß wir Schiffbrüchige waren, verschwieg man. Die Fragenden sollten wohl denken, so armselig gingen alle in Estland umher. Darum wurden auch diejenigen isoliert, die Russisch sprachen. Jede Unterrichtung der Bevölkerung über die Zustände, die außerhalb der Union herrschten, sollte auch in diesem bescheidenen Falle unmöglich gemacht werden.

Merkwürdig, daß sich, kaum daß ich in meiner Erinnerung die Sowjetunion erneut betreten, Fremdworte in meine Sätze drängen! Registrieren, isolieren — es scheint, die gewachsene Sprache hat keine Worte für das, was dort geschieht, künstlich wie es ist. Wenn man im Westen oft genießerisch von den künstlichen Paradiesen der Städte geschrieben hat, so sollte ich nun die künstlichen Höllen kennenlernen. Zwar kleidete man uns, verpflegte uns auch, doch verleideten Spruchbänder und Lautsprecher, die das Glück der Sowjetbürger und die Segnungen ihres Systems priesen, diese Geschenke. Geschenke? Wie rasch verwirrte die Agitation alle Begriffe! Hatten wir als Mobilisierte nicht ein Recht auf Kleidung und Essen? Hier aber schien niemand nicht einmal ein Recht auf Leben zu haben, sondern mußte auch das Natürlichste erst als Geschenk der Gesellschaft empfangen, wofür sie Dank erwartete. Alles hatte seine Unmittelbarkeit verloren. Mit Eifer wurde es zugunsten irgendwelcher heiligen Statistiken geübt. Wer das Volk liebte, und dazu zählten wir, empfing laut Verordnung seine ungeteilte Liebe. Nichts ging mehr unmittelbar aus Gottes Hand hervor.

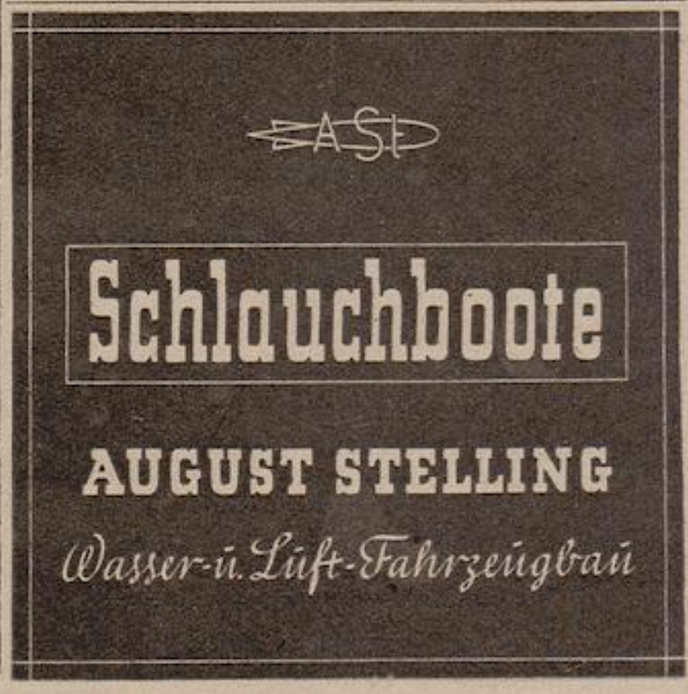
### *Im Ural*

Noch am gleichen Abend fuhren wir über Wologda und Molotow nach Swerdlowsk im Ural, dem gewesenen Jekaterinburg, und von da nordwärts in das Gebiet der NKWD. Hinter dieser Abkürzung verbirgt sich die gewesene Tscheka. Alle, die das Licht scheuen, ändern gern ihre Namen. Das gesamte Gebiet unterstand ihrer Verwaltung. Für Fremde war es nur mit besonderer Erlaubnis zugängig. Auch über die Eisenbahnen verfügte die NKWD.

Trotzdem schien das Ende unseres Leides nahe. Berge blickten überall auf uns herab, reich an Seen und an vielerlei farbigen Erden, aus denen sich manches bilden ließ, wenn man noch Liebe wie wir zu den Dingen hatte. Das Wasser war so reich an Fischen, daß man sie mit dem Vorlegelöffel schöpfen konnte. Mußten nicht alle glücklich sein, die hier lebten? Ich forschte in den Gesichtern. Ich sah keine Glück-



UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0115
gefördert durch
Baden-Württemberg





lichen. Die halb in der Erde steckenden Hütten waren verwahrlost, obgleich es Holz in Fülle gab. Seit Jahren fehlte ihnen die Farbe. Überall beschämte die mächtige Natur den Menschen. Wie lange würde ich mich vor ihr behaupten? Wir begannen sogleich unsere Unterkünfte mit Zierat aus farbigen Steinen zu schmücken. Die Einwohner blickten darauf wie eitle Erwachsene auf das Treiben von Kindern. „Wartet nur ein paar Jahre", schienen ihre Mienen auszudrücken, „und auch ihr werdet den Mut verlieren, durch so etwas aufzufallen! Auffallen heißt hier Tod."

Zwar waren wir keine Gefangenen, sondern Arbeiter und bezogen Gehalt, lebten jedoch nicht anders wie die 125 000 Gefangenen, die dieses Gebiet beherbergte. Wir bauten an einem Eisenbahnwall oder schlugen Holz, je nachdem, welcher Kolonne wir angehörten. Obwohl ich die Norm von acht Kubikmetern Holz am Tage nicht schaffte, verdiente ich im ersten Monat hundertvierundfünfzig Rubel. Ein bescheidenes Mittagessen kostete damals knapp zwei Rubel. Die Männer verhökerten ihre Rasiermesser und ihre Uhren, für die von den Bauern bis zu fünftausend Rubel gezahlt wurden, besonders wenn sie recht funkelten. Dafür kauften sie Lebensmittel ein, so daß nur wenige ernsthaft Not litten. Als im Oktober aber der erste Schnee fiel und die Erde fror, verringerte sich mit der Arbeit auch der Lohn der meisten. Nun verdienten viele nicht mehr als vierzig Rubel im Monat. Dabei stieg der Preis für ein Mittagessen mancherorts bis auf zehn Rubel. Die Männer wurden schwach, um so mehr, als sie nichts mehr zu tauschen hatten. Wer einen Hund oder Katze besaß, versteckte sie sorgsam, damit sie sich nicht von der Hütte entfernten. Überall schweiften Trupps umher, die alles Lebende wegfingen.

### *Der Goldwäscher*

Es gelang mir schließlich, die Erlaubnis zu erhalten, mich außerhalb der Baracken bei einem Goldwäscher nahe meiner Arbeitsstelle einzuquartieren. Er behauptete, nur zweiundsechzig Jahre alt zu sein, wirkte aber in seinem wilden Haarwuchs, der mit der zerschlissenen Fufaika verfilzt schien, von sagenhaftem Alter. Auch ihm gegenüber suchte ich meine russischen Sprachkenntnisse zu verbergen. Ob er mir glaubte? Bisweilen sang er Spottlieder auf Stalin, wie sie unter den enteigneten Bauern Sibiriens umgingen. Dabei stapfte er durch die halb in der Erde steckende Hütte und beobachtete mich. Aber haßte er Stalin wirklich? Welcher Sinn verbarg sich denn in der Haarwildnis? Hatte ich nicht gehört, daß sich Russen politisch selbst bezichtigten und um ihre Verurteilung als Schädlinge geradezu gebettelt hatten? Sie schienen dann glücklich, wenigstens als Ketzer, wenn auch nur im untersten Geschosse der Heiligung, an den Gnaden des Rätesystems teilhaben zu dürfen. Wie oft redete ich nachts unter meiner Decke mit mir selber, während der Alte, das verwilderte Gesicht dem Vorhang zugewendet, der die Ikonenecke verhüllte, ein Gemisch aus Beten, Beichten und Fluchen hervorstieß. Eng wohnten alle Gefühle beieinander. Jedes konnte in jedem Augenblick in das andere umschlagen, auch die Treue in Verrat, mit Tränen der Reue gewürzt, wie schlecht der Mensch von Gott geschaffen sei. Ich wollte mich vor ihren Anbiederungen hüten.

Als ich mich allein in der Hütte befand, schlug ich den roten Vorhang zurück. Die Ikonenecke war leer. Nur die weniger ausgebleichte Balkenfarbe verriet, daß sie einst ein Heiligenbild bewahrt hatte.

Eines Abends zeigte mir der Alte ein Stück Waschgold, etwa einen Fingernagel groß. Er hatte es an diesem Tage aus dem Flußsand gewaschen. Daneben hielt er einen Goldrubelschein, wie ihn die Arbeiter von ihrem Trust für das abgelieferte Waschgold erhielten. „Was wird das Papierchen wert sein, wenn der Hitler kommt?" fragte er listig. Beharrlich blieb er dabei, daß ich seine Sprache verstünde und so etwas wüßte. „Nichts", antwortete ich schließlich. Da leuchteten seine wässerigblauen Augen in dem Haardickicht auf wie nie. „Das hat Väterchen immer gewußt", triumphierte er. „Wenn Hitler kommt, werde ich der reichste Mann im Ural sein. Überall habe ich unter die Steine gespart." Vergnügt warf er das kleine Goldklümpchen hoch und schnappte es mit seiner bärigen Hand aus der Luft.

Müde kroch ich auf den Ofen, wo ich bald einschlief. Lautes Sprechen weckte mich. Oder schlief ich noch? Umfing mich ein Traum? Welcher Spuk hatte angehoben! Ich schob mich an den Rand des Ofens, dicht hinter das dort aufgestapelte Brennholz. Ein hagerer Mann, den ich als den Schuster erkannte, zahnlos und fast ohne Haar, verneigte sich immer wieder vor der Ikonenecke. Dort schimmerte ein goldenes Heiligenbild hinter einer Kerze. Ein wunderliches Licht fiel von ihr auf den eifrigen Beter und auf die hinter ihm stehenden pelzvermummten Männer und Frauen, die sich wie er murmelnd verbeugten und sich gegenseitig schubsten, wenn sie sich bekreuzten. Auf dem Tisch vor dem Schuster stand eine Schüssel mit Wasser. Kleine Eisstücke schwammen drin herum. Dahinter lag eine Krone, wie sie früher die Priester trugen. Daneben saß eine ältere Bäuerin, ein plärrendes Kind, von dem man nur das schorfige Gesicht sah, auf dem Schoß.

Nachdem die Gebete beendigt waren, redete der Schuster, wobei sein nackter Kopf hin und herfuhr. Dann setzte er sich die Krone auf den glänzenden Schädel, während alle Männer die Pelzkappen abnahmen. Er hieß die Frau aufstehen und besprengte das Kind mit Wasser. Dabei sprach er eine selbstgefertigte Taufformel, die er um der Feierlichkeit willen mehrfach wiederholte, bis ihn ein Hustenanfall unterbrach.

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Eine junge Frau drang herein, wohl die Mutter des Kindes, das hier die Großmutter heimlich von dem eifernden Schuster taufen ließ. Die Feierlichkeit lähmte sogleich ihre erst bezeugte Abneigung. Langsam trat sie neben ihre Mutter, lächelte aber, als der Wendehals von Schuster auch sie segnend besprengte. Lärmend verlangten einige Burschen herein, der Vater des Kindes voran. Wuchtig sperrte der Alte die Tür. Sie versuchten unter seinen Armen hindurchzuschlüpfen, ohne daß es gelang. Alles redete, einer lauter als der andere. Der Schuster verbarg die Krone in einem Einlegetopf. Das Kerzenlicht flackerte und vergrößerte die Unruhe. Die Mutter hielt das Kinderbündel hoch über die Schreienden und verlangte hinaus, die Draußenstehenden herein. Sie wollten auch einmal den lieben Gott sehen, spotteten sie. Ob er noch da wäre? Ob er seinen Bart gekämmt habe, wie es sich für eine solch stattliche Feier zieme? Am Ende wußte niemand, wen er Freund, wen er Feind nennen mußte. Alle schlugen aufeinander ein, während die Weiber kreischten, bis der Alte sie hinausjagte. Zufrieden lachte er auf. Mich auf dem Ofen schien er vergessen zu haben. Das Goldklümpchen lag vor ihm auf dem Tisch neben der Waschschüssel. Er rollte es von einer Hand in die andere. Unvermittelt stand er auf und zog den Vorhang vor das Heiligenbild, als fühle er sich von da beobachtet.

### *Im Netz der Gerüchte*

Die Angst, zum Anstifter solcher nächtlicher Szenen gestempelt zu werden, ließ mich in das Lager zurückflüchten. Dort wurde die Ernährung mit fortschreitendem Winter immer ungenügender. Frisches Obst und Gemüse fehlten völlig. Allen blutete das Zahnfleisch. Die Zähne fielen aus. Wir kochten uns zwar Fichtennadelextrakt und Birkenblättertee, aber es half wenig. Was zählten nun die fünftausend Rubel, die man einst für eine Uhr erhalten hatte? Für ein paar Eier mußte man fünfzig, für ein Kilogramm Butter bis zu tausend Rubel entrichten, wenn man etwas über die Lagerkost hinaus haben wollte, die aus zwei Suppen und Brot bestand. Der schwarze Markt wurde völlig öffentlich abgehalten. Die Preise konnten ohnehin nur die höheren politischen Beamten und die Angehörigen der Armee zahlen; für andere waren sie unerschwinglich. So zeigten sich die, denen die Überwachung oblag, als die eigentlichen Träger der Ungesetzlichkeit.

Die estnische Räteregierung amtierte in Tscheljabinsk. Von dort gelangte bisweilen eine estnische Zeitung zu uns, in der die Befreiung Revals für Weihnachten verheißen



UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0116
gefördert durch Baden-Württemberg

wurde. Revals? Warum schrieb denn niemand von unserer Befreiung? Hatte man uns nicht versprochen, wir würden in die Armee eingereiht? Was hatten wir verbrochen, daß wir, denen die ungeteilte Liebe der Völker der Sowjetunion sicher sein sollte, bei krachendem Frost neben Verbrechern die Wälder roden mußten? Wollte man Reval allein erobern, uns aber hier verkommen lassen, gewürgt von den Gerüchten, die von den Zeitungsseiten auf uns einstürmten? Hilf der Himmel! Waren das dieselben Deutschen, neben denen wir einst lebten? Hatte denn ein böser Geist jegliches Wesen der Welt verrückt und alle Werte ungültig gemacht? Was für Meldungen?! Da schnitten sich die Deutschen Riemen aus dem Rücken sowjetischer Kommandeure, da schleiften sie die vergewaltigten und verstümmelten Frauen an Lastwagen durch die Straßen Revals oder Dorpats. Sie legten Bretter über die Leiber von Schwangeren und tanzten hinüber, um dann die Frühgeburten jubelnd auf den Bajonetten umherzutragen. Wie gering wog neben solchen Greueln, daß sie die geliebten Wälder abholzten und daß sie alles verschleppten, was estnisch sprach, um Deutsche anzusiedeln.

Ich wehrte mich gegen solche Faseleien mit aller Kraft. Doch die Macht solcher Gerüchte wächst mit der Entfernung von der Heimat. Und lehrte nicht obendrein die Umgebung, daß der Glaube, den man bisher an den Menschen hatte, falsch war? Estland wiedersehen! Sich nicht beirren lassen! Immer sagte ich es mir vor. Doch im Traume suchten mich die verhohlenen Sorgen heim. Ich schrie auf, weil ich zu sehen meinte, wie Frau und Kindern beschämendes Leid geschah. Verzeiht mir meine ungerechten Träume!

Was weiß ich, woher plötzlich alle erfahren hatten, daß ich russisch sprach! Kaum konnte ich mich eines mich peinigenden Vertrauens erwehren. Obgleich die Nachrichten von der Winterfront günstig lauteten, hörte ich überall Klagen und heftige Ausbrüche gegen Stalin. Sie schienen mir weniger einem wachsenden Mut zum Widerstand als wachsender Verzweiflung zu entspringen. Welche härtere Strafe konnte die von Kälte und Hunger Geschundenen auch treffen als ihr Leben, das sie mehr litten als lebten? Wohin sollte man diejenigen exportieren, die schon in Sibirien waren? Die Armut entzieht sich allen Drohungen. Trotzdem waren alle gewillt, den Krieg fortzusetzen, nicht aus Glauben an den Sieg, auch nicht im Vertrauen in die erlösende Kraft der bolschewistischen Gedanken, sondern einzig aus Angst vor den Deutschen, die eine tückische Agitation in Ausgeburten der Hölle verwandelt hatte. Daß man so schwarz zeichnen mußte, beweist den Grad der Abstumpfung gegen Schrecken. Wo keine Götter mehr sind, für die man kämpfen kann, muß man Teufel erfinden, gegen die man kämpft. Das war aufs furchtbarste gelungen. Die Geißel der Angst trieb selbst die Feinde des Systems zum Widerstand Nur die Jugend lebte ganz im Wahn einer selbstherrlichen Größe.

### *In der Tundra*

Waren solche Gespräche bekanntgeworden? Wozu nachdenken? Hier konnte jeder Baum ein Verräter sein. Auch sagte man mir ja, es sei eine Auszeichnung, daß ich mit einer estnischen Kolonne westwärts fahren durfte. Sollte ich endlich die Liebe ernten, die man mir verheißen hatte? Es war ein estnischer Wagen, in den ich verladen wurde. Mir kamen die Tränen, als ich ihn sah. Ich streichelte ihn beim Einsteigen.

Vierzig Grad Kälte zeigten die Thermometer in Kotlas, als wir eintrafen. Nördlich davon arbeiteten anderthalbtausend Esten in der nordischen Tundra. Wir sollten beim Bau eines Flugplatzes in Krasnoporski helfen. Was für eine Welt! Es mischte sich Staunen mit Grauen. Das Nordlicht flammte über endlosen Stacheldrahtzäunen, in deren Mitte verlorene Baracken und alte Häuser standen. Stacheldraht! Stacheldraht! und darüber das unaustilgbare Wunder des Lichtes. Manchmal kam ein Renntierschlitten. Er schien aus einer anderen Welt herzufahren.

Abends hockten wir eng zusammengedrängt um das spärliche Feuer. Ein Kamerad begann zu erzählen. Er sei unter den fünfhundert Männern aus Wiek gewesen, die bei vierzig Grad Kälte von Neu-Benega nach Archangelsk marschieren mußten. Es war nicht Ruhmredigkeit, die ihn sprechen ließ. Zögernd kam Wort um Wort. als glaubte er noch der Erinnerung nicht. Alle Dörfer, durch die sich der Zug der Hungernden schleppte, waren leer. Der Hunger hatte sie entvölkert. Der Wind spielte mit den Türen. Lachend berichteten die Wächter, die den Zug begleiteten, eine der Bauernfamilien habe ihr siebenjähriges Kind getötet und eingesalzen. Das halbe Kind sei schon verzehrt gewesen, als sie es entdeckt hätten. Ein Achselzucken, nicht mehr. Auch der erzählende Mann aus Wiek schob die Schultern hoch, aber nicht aus Gleichgültigkeit gegen solches Schicksal, sondern vom Grauen geschüttelt. Bald hatte mancher der Männer nicht weitergekonnt. Sie setzten sich in den Schnee und zogen ihr zerfetztes Hemd aus, um rascher zu erfrieren. Überall streiften Wölfe. Denen wollte keiner lebend zum Opfer fallen. Was nützte es, daß ihnen die Soldaten mit Erschießen drohten?! Eine Kugel erschien den Erschöpften als Glück. Nur wenige gelangten nach einem Marsch über fünfhundert Kilometer unversehrt an das Ziel. Wehe denen, die von der ungeteilten Liebe der Sowjets getroffen wurden! Sie sahen das Nordlicht nicht mehr, das sie einst erstaunt und vielleicht gar wie mich ein wenig getröstet hatte. Trat ihnen ein Renntier in den Weg, war es ihnen nichts als eine Plage, denn der Hunger schwoll bei solchen Bildern. Wie schämte ich mich, daß mich die Weite des Landes und das flammende Licht noch gestern entzückt hatten und ich für einen Augenblick von einer kleinen Dankbarkeit erfüllt gewesen war, hierher aus dem Ural verschlagen worden zu sein.

Wer uns belauscht hatte, weiß ich nicht. Plötzlich verbreitete sich die Kunde, der Erzähler sei festgesetzt worden. Morgen sollte er nach Kotlas geschafft werden. Diese Nachricht, wie schrecklich sie auch schien, läutete ein paar glückliche Stunden für mich ein. Sie machte mich wieder gewiß, unter Esten zu sein, deren Herz unverändert unter den wattierten Röcken schlug. Wir rotteten uns sogleich zusammen, ohne daß dazu eine Parole ausgegeben worden war. Dann drängten wir nach der Baracke, wo der Verhaftete festgehalten werden sollte. Die Politruks verschwanden, als sie unsere Einigkeit erkannten. So konnten wir den Kameraden leicht befreien. Er lief von einer Umarmung in die andere, dieweil wir unsere Hymne sangen: Mein Vaterland, mein Glück und meine Freude, wie schön bist du!

Niemals sah die Tundra solches Glück.

Danach legten wir uns auf unsere Pritschen. Decken hatten wir nicht. Nur wenige besaßen einen Mantel, um sich zuzudecken. Als anderen Tages die Politruks zurückkehrten, wunderten sie sich, das Lager unzerstört und uns wie sonst auf dem Wege zur Arbeit zu finden. Wurde nicht der Russe von einer blinden Zerstörungswut ergriffen, wenn er sich empörte, ganz gleich, wogegen seine Empörung zielte? Hätte er nicht alles, was die Baracken umschlossen, klein geschlagen, ehe sein Zorn verflogen wäre, ohne Vorteil und Nachteil zu bedenken? Wir Esten aber haben ein lichteres Blut.

### *Im Tal des Todes*

Einer der Wächter fragte mich lächelnd, ob ich nicht mit nach Kotlas wollte. Ich überlegte nicht lange. Wir brachen bald auf. Ohne daß auf dem Wege davon gesprochen wurde, lieferte er mich dort im Gefängnis ab. Unter den Häftlingen waren 142 Esten. Die Zellen beherbergten nur Untersuchungsgefangene. Die Freiheitsstrafen wurden ja fast ausschließlich in Zwangsarbeitslagern verbüßt.

Ich fragte die einzelnen, wessen man sie beschuldigte. Ein Russe gestand er sei zu spät zur Arbeit gekommen. Dafür rechnete er mit drei Monaten Gefängnis. Das sei gerecht, betonte er, um bei irgendwelchen Spitzeln, die vielleicht horchten, eine gute Zensur zu erhalten. Oder empfand er wirklich so? Ich fand mich in den Gesichtern nicht mehr zurecht. Ein anderer prahlte fast mit seiner Aussicht auf ein Jahr Gefängnis.

(Schluß folgt.)

## Invasion in Norwegen?

Fortsetzung von Seite 3

hoch. Und der Gegenstoß würde nicht lange auf sich warten lassen.

Dagegen könnte es schon sein, daß kleinere Einheiten auf einer einsamen Insel landen oder in einem der abgelegenen Fjorde, die natürlich ebenfalls sämtlich überwacht sind. Aber was hätten die Briten damit gewonnen? Es wäre nicht schwer, den Nachschub zu unterbinden. Schwere Waffen kann man in diesen Fjorden kaum an Land setzen. Die Täler und Pässe sind leicht zu verteidigen. Irgendwo müßte der Gegner steckenbleiben. Hilfe müßte er von weither holen, während wir sie nahe haben. Denn wir haben ja den Vorteil, auf der inneren Linie zu operieren. Dazu kommt, daß unsere Truppen das Gelände sehr genau kennen und für diesen Fall wohl vorbereitet sind. Wer diese Truppen kennt, ihre Ausrüstung, ihre Ausbildung und ihre Kampfbereitschaft, kommt zu dem Ergebnis: Die entscheidende Frage lautet gar nicht: Kann der Feind landen? sondern: Wie lange könnte er sich halten? Und darauf würde er eine entschlossene Antwort erhalten.

Wir wissen auch, daß die britische Agitation sich an dem Gedanken berauscht, durch ihre Drohungen und Raids würden mindestens starke Kräfte gebunden. Als wenn nicht vielmehr wir, seit wir in ihrer Flanke stehen, die Engländer gebunden hätten. Wir haben ihnen doch vor drei Jahren ein Schnippchen geschlagen und nicht sie uns. Wir haben verhindert, daß das Dach Europas angezündet wurde, und ihnen die Erz- und Holzzufuhr aus Skandinavien abgeschnitten. Wir haben sie gezwungen, Truppenverstärkungen nach Schottland zu werfen und einen sehr großen Teil ihrer Flotte ständig hier einzusetzen, wodurch er an anderen Fronten ausfällt.

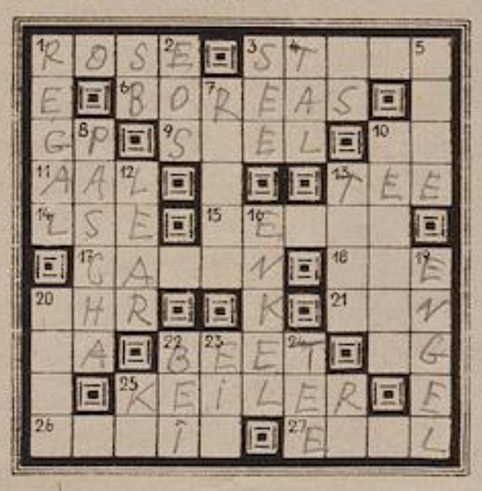
Die Truppen des Heeres in Norwegen haben eine sehr wichtige Aufgabe: sie decken ihren Kameraden in Finnland den Rücken. Das hätten sie auch ohne die englischen Raids getan. Vor allem aber: sie schirmen die U-Boot- und Flugstützpunkte, von denen aus die britischen und amerikanischen Geleitzüge in Nord- und Eismeer angegriffen werden. Es ist ein lächerlicher Versuch der britischen Propaganda, so zu tun, als sei Norwegen schon eine Verteidigungsfront. Sie ist in Wahrheit eine sehr wirksame und für den Krieg mitentscheidende Angriffsbastion der deutschen Wehrmacht.

Das Gefühl der Überlegenheit schläfert uns freilich nicht ein. Mag sein, daß der Feind eines Tages anzugreifen wagt. Wir fürchten eine solche Aktion nicht. Wir halten sie im Gegenteil für von vornherein zum Scheitern verurteilt. Darum haben wir für die englische Agitation, die so weit vom Schuß weg sitzt und so kräftig in die Angriffsfanfaren bläst, nur ein geringschätziges Lächeln übrig.

Kriegsberichter Heinrich Rodemer.

## *Hier wird der Geist geschliffen!*

### Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Zierpflanze, 3. kleiner Speisefisch, 6. der Nordwind, 9. Deichschleuse, 11. Fisch, 13. gekochtes Getränk, 14. norwegischer Schriftsteller, 15 höchste Regierungsbehörde im alten Rom, 17. Höllenfürst, 18. griechische Göttin, 20. Wurfspieß, 21. nordischer Hirsch, 22. Teil des Gartens, 25. männliches Wildschwein, 26. weiblicher Vorname, 27. Saugwurm.

Senkrecht: 1. Bücherbrett, 2. griechische Göttin, 3. Gewässer, 4. Bodensenke, 5. wertloses Zeug, 7. Stadt an der Elbe, 8. Herrschertitel, 10. der Mittelpunkt der Familie, 12. Dramengestalt bei Shakespeare, 13. Nebenfluß der Mosel, 16. Nachkomme, 19. Himmelsbote, 20. männlicher Vorname, Kurzform, 22. türkischer Titel, 23. Erfrischung, 24. Getränk.

### Skat-Aufgabe Nr. 10

Vorhand V. hat: Rot Unter (Herz Bube); Eichel (Kreuz) 10; Grün Ober (Pik Dame); Rot Daus, König, Ober, 9 (Herz As, König, Dame, 9); Schellen 10, König, Ober (Karo 10, König, Dame). Mittelhand M. reizte bis 24 und paßte. Er hatte: 1 Unter (Buben); 4 Eichel (Kreuz) 18 Augen; 2 Grün (Pik) 11 Augen; 2 Rot (Herz) 10 Augen und 1 Schellen (Karo) 11 Augen. V. wollte Rot (Herz) ohne Zwei spielen und findet im Skat: Eichel Unter (Kreuz Buben) und Schellen (Karo) 9. Er hat sich überreizt und will auf Schneider spielen, was ihm gelingt. Er behält den Skat und drückt 13 Augen. Welche? Der erste Stich brachte ihm 2 Augen, der zweite den Gegenspielern 6 und der dritte 11 Augen. Da M. wieder am Spiel ist, können die Gegenspieler keine weiteren Stiche mehr erhalten und bleiben mit 17 Augen Schneider. Warum konnten die Gegenspieler keine Augen mehr erhalten und wie war der Verlauf der drei genannten Stiche?

### Silbenordnen

chen, de, euch, freun, la, nicht, spöt,
ter, ver, wenn, zürnt,
chelnd, dert, er, ih, lä, ren, spott,
und, wi, wißt,
ächt, chen, der, kann, lich, ma,
nichts, spöt, ter, ver, witz,
ächt, ist, lich, lich, nicht, ver, was, wirk.

Die Silben jeder Zeile sind so zu ordnen, daß sie, im Zusammenhang gelesen, einen Sinnspruch von Bodenstedt ergeben.

### Domino-Aufgabe

Die acht außerhalb der Umrahmung liegenden Dominosteine sind durch Ausschneiden oder Einzeichnen zu dem innerhalb liegenden Dominostein so hinzuzufügen, daß die Summe der Augen in allen Senkrechten und Waagerechten, wie auch in den beiden Diagonalreihen stets 24 beträgt.

### Auflösungen aus Nr. 11

**Silbenrätsel:** 1. Alkibiades, 2. Litanei, 3. Linoleum, 4. Eifersucht, 5. Saldo, 6. Gepard, 7. Roßdieb, 8. Oase, 9. Semiramis, 10. Statist, 11. Eleve, 12. Mostrich, 13. Uhde, 14. Stearin. — Alles Grosse muß im Tod bestehen.

**Immer das Gegenteil:** Nachkomme, Insel, Mut, Morgen, Einigkeit, Riese, Schale, Alter, Trägheit, Tiefe. — Nimmersatt.

**Der Verbindungsbuchstabe:** Herz(o)gin, Ala(b)aster, Huf(e)land, Weh(r)macht, Wolf(s)milch, Mus(c)hel, Stahl(h)elm, Raum(l)ehre, Bast(e)lei, Schal(m)ei, Berg(a)horn. — Oberschlema.

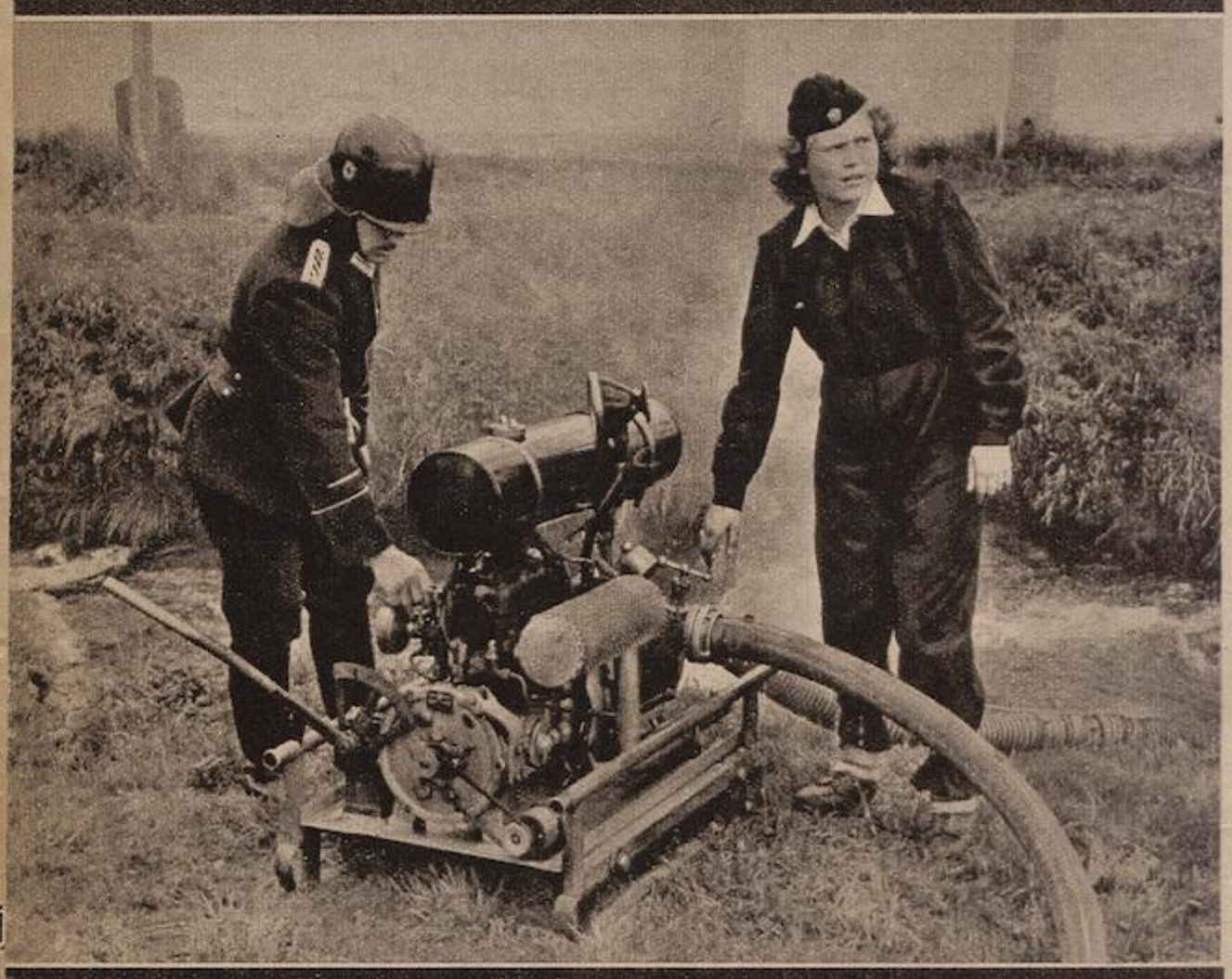
**Skat-Aufgabe Nr. 8:** M. fand Eichel (Kreuz) und Grün Unter (Pik Bube) und drückte Rot (Herz) 10, Schellen Ober (Karo Dame). Die Gegner erhielten Eichel Daus (Kreuz As) mit 7 und Ober (Dame) = 14 Augen und Rot Daus (Herz As) mit 9 und König = 15 Augen.

Hauptschriftleiter: B. Overhues (im Wehrdienst). Stellv.: K. Fischer. Graph. Gestaltung: H. Dassel (alle in Berlin). Verlag „Die Wehrmacht" K.-G. Fernruf 17 47 21. Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. Alleinauslieferung und Anzeigenverwaltung: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin, SW 68, Schützenstr. 18/25. Anzeigenpreisliste Nr. 14 vom 1. 3. 1942. Verantw. f. Anzeigen Dr. H. Harff (im Felde), i. V. H. Putz, Neuenhagen b. Berlin. Rotations-Kupfertiefdruck: Wilhelm Herget, Stuttgart, Reinsburgstrasse 14. Einzelpreis: 25 Rpf. Bei Botenzust. 3 Rpf. Bestellgeld. Postbezugspr.: Mntl. 55 Rpf. zuzügl. 4 Rpf. Bestellgeld.



UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0117
gefördert durch Baden-Württemberg

Zwei Schwestern beim selben Trupp. Bereits elfmal sind sie beide mit ihrem Vater zusammen zur Brandbekämpfung ausgerückt und haben tüchtig beim Löschen geholfen



Selbstverständlich werden von der Helferin technische Kenntnisse verlangt. Sie muß mit der komplizierten Maschinerie der Kraftspritze genau Bescheid wissen, um sie auch bedienen zu können, wenn keine männliche Hilfe vorhanden ist

Links: Früher saß die Fahrerin am Steuer ihres eigenen Wagens, heute führt sie eine Löschtruppe zum Einsatz

Rechts: Griffbereit erwartet hier eine Helferin am Verteiler den Befehl zum Öffnen der verschiedenen Rohrleitungen

Unter Leitung erfahrener Feuerwehrmänner erhält die Frau vom Gruppenführer den Befehl, wie sie bei der Löscharbeit vorgehen und was sie tun soll

# Die Frau an der Spritze

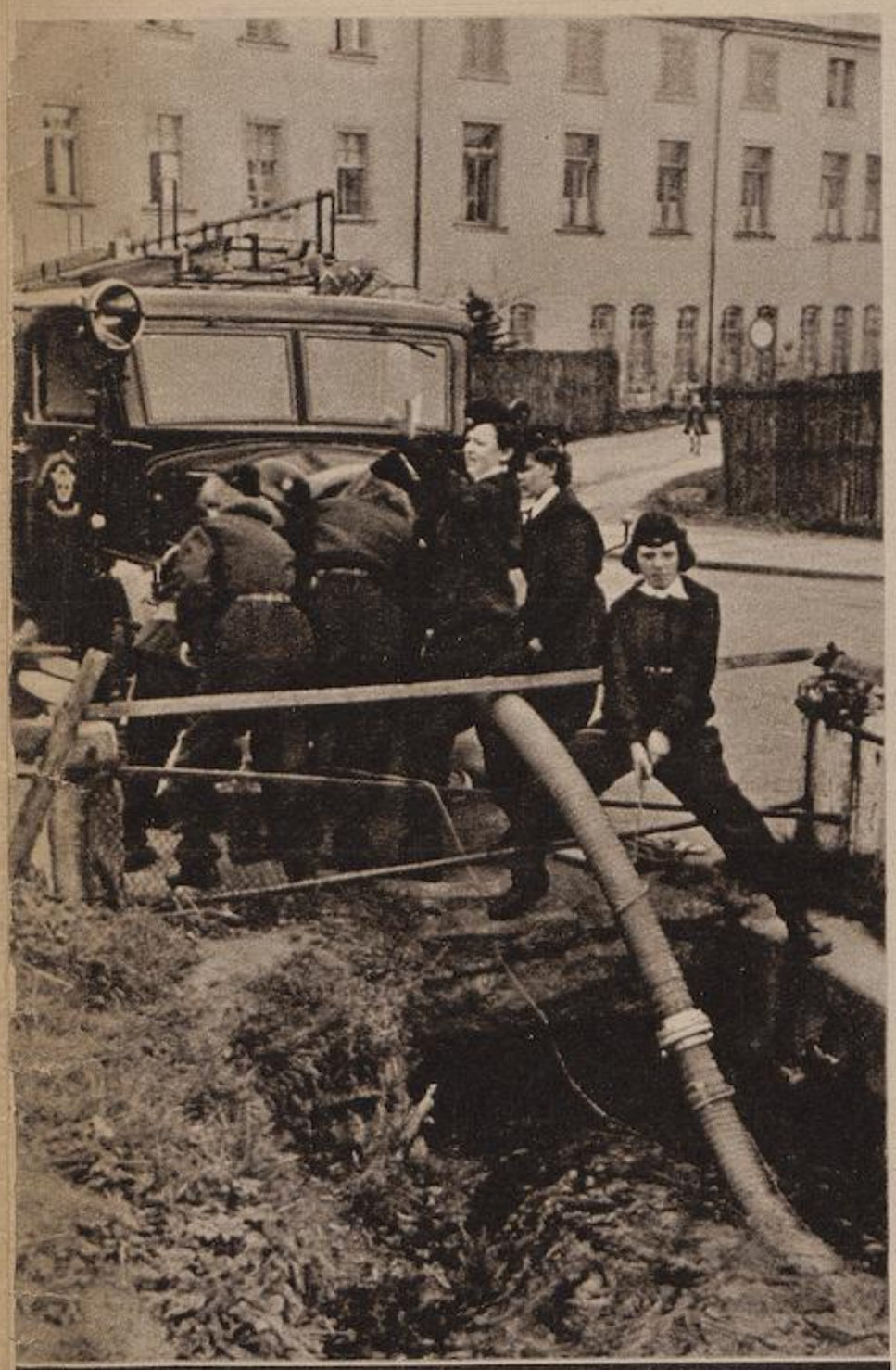
## Bei den Helferinnen der Feuerlöschpolizei

Die erhöhte Brandgefahr im Kriege und die Einberufung der jungen kriegsverwendungsfähigen Feuerwehrmänner machten es erforderlich, daß Frauen als Hilfskräfte bei der Feuerwehr eingestellt werden mußten. Selbstverständlich werden sie dabei nur bei leichteren Arbeiten eingesetzt, die sie auch zu leisten imstande sind. Für die schwereren und gefährlichen Arbeiten bei einer Brandkatastrophe mangelt es natürlich an ausgebildeten Mannschaften nicht. Es ist z. B. den Frauen verboten, auf Leitern zu klettern, das Abseilen an Hauswänden zu üben, an gefahrvollen Stellen auf Dächern zu stehen und auch andere gefährliche Tätigkeiten auszuüben. In vielen Gegenden Deutschlands wurden versuchsweise Feuerwehrfrauengruppen eingerichtet. Die Versuche haben ergeben, daß die Frauen als Helferinnen im Meldedienst, beim Auslegen von

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0118

gefördert durch
Baden-Württemberg



Bei den Übungen lernen die Frauen die Geräte bedienen. Hier wird das Löschwasser mit der Kraftspritze aus einem nahe liegenden Gebirgsbach entnommen

Schläuchen und bei vielen anderen Handreichungen wertvolle Hilfe leisten und die Männer ersetzen können. Auch bei Einsätzen haben sie sich vorzüglich bewährt. Unter der Leitung erfahrener Feuerwehrleute erhalten die Helferinnen eine Grundausbildung. Sie lernen theoretisch und in Übungen praktisch Brände bekämpfen, so daß sie auch eventuell in der Lage sind, ohne Männerhilfe kleinere Schadenfeuer zu löschen. Nach ihrer Ausbildung werden sie auf Löschgruppen verteilt. Ohne sich selbst zu gefährden, sollen die Helferinnen der Feuerwehr hilfsbereite Kameraden in Not und Gefahr sein.

„Mehr Druck!" ruft die Helferin ihrer Kameradin am Verteilungsstück zu, während der Feuerwehrmann einen besonders gefährdeten Teil des Brandherdes ablöscht

PK-Aufnahmen und Text:
Kriegsberichter v. Koerber

Eine Feuerwehrgruppe ist zu Löschübungen ausgerückt, bei denen die Frauen bei der Handhabung des Rohres ausgebildet werden



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0119

gefördert durch
Baden-Württemberg

# „Hornet" im Hornissenschwarm

Unter den starken Verlusten, die die Vereinigten Staaten von Nordamerika seit dem Kriegsbeginn am 8. Dezember 1941 erlitten haben, stehen an erster Stelle die Verluste an Flugzeugträgern. Es ist vor allem der japanischen Wehrmacht in verhältnismäßig kurzer Zeit gelungen, fast die gesamte Flugzeugträgerflotte der US-Amerikaner im Pazifik zu vernichten. Nur wenige Flugzeugträger stehen den Amerikanern jetzt noch zur Verfügung. Nebenstehende sensationelle Bilder von der Versenkung des us-amerikanischen Flugzeugträgers „Hornet" sind von Amerikanern gedreht worden und jetzt auf Umwegen nach Deutschland gelangt. Der 20 000 t große Schiffsriese wurde erst zwei Monate vor Kriegsbeginn in Dienst gestellt und gehörte demzufolge zu den modernsten Schiffen der amerikanischen Kriegsmarine. Dem zähen Angriff japanischer Flieger waren die Abwehrwaffen des Flugzeugträgers „Hornet" nicht gewachsen. Er wurde bei Guadalcanar vernichtet.

Die Indienststellung der „Hornet" zwei Monate vor Kriegsbeginn

Diese Flugzeuge auf dem Achterdeck konnten nicht mehr starten

Der Flugzeugträger läuft zur Jungfernfahrt aus

Immer wieder durchbrechen japanische Flieger die Feuerwand der Flak

Jäger werden an Bord startbereit gemacht

Fliegerbomben haben das Deck der „Hornet" getroffen

USA-Bomber starten zur Bekämpfung gemeldeter Feindflugzeuge

Im Zickzackkurs versucht „Hornet" den Bomben zu entgehen

Japanische Bomber beim Angriff auf den Flugzeugträger

Die Bordflak der „Hornet" schießt Sperrfeuer

Ein abgeschossener japanischer Bomber versinkt brennend im Meer

Die Löschversuche waren vergebens. Die „Hornet" im sinkenden Zustand

Bengel & Schmitt
(K. Wahl)
Universitätsbuchhandlung
HEIDELBERG

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1943/0120

gefördert durch
Baden-Württemberg